Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **180 (2012)**

Heft 49

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

49/2012 • 6. DEZEMBER • 180. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

ANSTOSS ZUM NACHDENKEN

Der seit 50 Jahren in Deutschland wirkende Schweizer Soziologe hat schon vor einem Jahr über die Kirchenkrise gesprochen und sich gefragt: Wie überlebt das Christentum? (Herder 2011).[1] Das neue Buch gräbt noch tiefer und stellt die heute brennenden Fragen vor dem historischen und soziologischen Horizont und tastet behutsam in die Zukunft. Er will kein Buch zum Mutmachen liefern, obwohl es durchaus solche Momente gibt – er nennt sie auch –, sondern einen Anstoss zur Nachdenklichkeit geben (Seite 295). Er tut dies, indem er 14 schon früher (1982–2011) publizierte Aufsätze überarbeitet und klug anordnet. Der Leser empfindet das Buch als eine gut durchkomponierte Einheit, in der sich gewisse Themen bisweilen wiederholen, aber in jeweils anderem Zusammenhang; die wissenschaftliche Strenge wird durch solche wiederkehrende Motive glücklich aufgelockert.[2]

Von welchem Standpunkt aus?

Franz-Xaver Kaufmann deklariert sich sofort: Er spricht als geschichtsinteressierter Soziologe. Aber der darin steckende gläubige Katholik bricht immer wieder durch, er kommt eben nicht von aussen, sondern von drinnen. Das zeigen schon die vier Mentoren, deren er zu Beginn des Buches gedenkt: Hans Urs von Balthasar ist allen bekannt, Jakob David SJ den älteren Semestern als Sozialpolitiker in Erinnerung, Franz Böckle als Moraltheologe – aber Augustin Jans OSB wird niemand kennen: Er war ein gelehrter, seelenkundiger, aufrechter, stiller Disentiser Pater, der nie eine Zeile schrieb, von dem es im Nachruf hiess: «Er erkannte die Schwere der Leistung, im Glauben zustimmen zu sollen, wo der Verstand die harten Grenzen sah.»[3] Diese Namen allein zeigen die Weite des Gesichtsfeldes, in dem sich Kaufmann bewegt, denn diese vier Persönlichkeiten sind nicht unter einen Hut zu bringen, sie spiegeln die Vielfalt der Catholica. Aber seine Studien, seine Forschungs- und Lehrtätigkeit (an der Universität Bielefeld) sind ihm Wegweiser, wie er die Kirche von heute in ihrer ganzen historischen und geografischen Erstreckung betrachten soll: Die Kirche ist schlicht und einfach eine Organisationsform, die gewissen Gesetzen unterworfen ist, die sie nicht allein steuern kann, und sie ist – unbeschadet eines überirdischen Ursprungs – geschichtlich geworden und gewachsen und in die gesamte geschichtliche Entwicklung der Welt eingebunden. Und dieser unbefangene Blick erlaubt ihm die Schlussfolgerung, dass die (römische) Kirche mehr als nötig mit einer Binnenschau befasst ist und die Welt rund herum nicht adäquat wahrnimmt, was wesentlich mit ihrer Struktur verquickt ist: Eine so monarchische Hierarchie, die nur Befehl und Gehorsam kennt, ist nicht im Stande, auf wechselnde Umstände und Bedürfnisse der Menschheit einzugehen, sie arbeitet bürokratisch nur an ihrem Selbsterhalt.

785 KIRCHE UND MODERNE
787 LESEJAHR
791 VERTRAUEN
793 KIPA-WOCHE
799 LESEJAHR C
802 AMTLICHER TEIL

KIRCHE UND MODERNE

Ein paar Folgerungen

Wer jetzt glaubt, da vergreife sich ein Laie am Heiligtum der Kirche, täuscht sich. Gerade als Soziologe führt Kaufmann den «Erfolg» des Zweiten Vatikanischen Konzils auf den tiefverwurzelten Glauben der Konzilsväter zurück, dass sie unter dem Geheiss des Heiligen Geistes stehen und für das Ganze arbeiten müssen, ohne Partikularinteressen zu vertreten. Denn rein innerweltlich-soziologisch ist das Konzil ein ganz unwahrscheinliches Unternehmen gewesen, das von der Ankündigung zum Beginn und dann zum Abschluss nur je drei Jahre brauchte und 2500 Teilnehmer zu einem arbeitsfähigen Instrument zusammenschweisste. Sie haben in dieser Überzeugung auch zu Kompromissformeln Zuflucht genommen. Aber wer jetzt wieder partikularen Gewinn daraus ziehen will, ist auf dem Holzweg. Wenn darum das neue kirchliche Rechtsbuch von 1983 von manchen «der Grabstein für das Konzil» gehalten wird (S. 305), dann gibt diese von manchen behauptete Überordnung des CIC über das Konzil zu denken![4]

Mehrfach kommt Kaufmann auch auf die Tatsache zu sprechen, dass der gegenwärtige Papst stillschweigend auf den Titel «Patriarch des Abendlandes» verzichtet hat, was man nur bedauern kann. Aber das gab schon im ersten Jahr seines Pontifikats die Marschrichtung an, die er einschlagen würde, in Fortsetzung der Zentralisierung und Verrechtlichung der Kirche, in der die Bischöfe kaum eine eigene Kompetenz haben (dabei wären sie Oberhäuper ihrer je eigenen Ortskirche!), sondern ausführende Organe der Kurie sind. Davor warnt Kaufmann eindringlich: Der Papst ist nicht identisch mit der Kurie, ganz selten regiert er ohne sie (etwa als Johannes XXIII. das Konzil ankündigte), häufiger aber regiert die Kurie ohne ihn. Der Verzicht auf den Patriarchentitel gehört in den Bereich der «Verdrängung der Geschichtlichkeit». Seit die beiden Kirchen von Byzanz und Rom sich seit 1054 vollends auseinanderlebten, beansprucht Rom, Allein-Kirche zu sein bis zur unglücklichen Definition «Kirche im eigentlichen Sinn» im «Dominus Jesus» von 2000, wieder eingeschärft 2007. Man vermerkt übrigens dankbar, dass Kaufmann für die Kirchen des christlichen Ostens viel Verständnis aufbringt, sie haben vieles an Traditionen aufbewahrt, das bei uns vergessen ging. Das betrifft etwa die Auffassung der Eucharistie, den nicht geforderten Zölibat bei Seelsorgepriestern, das Bewahren einer offen bildhaften vor einer eng begrifflichen Theologie, die Auffassung der Beichte als eines Heils- und nicht eines Gerichtsvorgangs.

Die Moderne

Die grossen Schwierigkeiten, in der die Kirche – und mit ihr die ganze Gesellschaft – steckt, führt Kaufmann nicht kurzschlüssig auf allerlei böse Mächte zurück oder auf die vielen «-ismen», die den modernen Menschen bedrohen und in Beschlag nehmen, sondern schlicht auf den ganzen Modernisierungsvorgang (verstärkt durch die Globalisierung) seit etwa der Französischen Revolution. Das führt im 20. Jahrhundert zu einem verbreiteten Traditionsabbruch in allen Wissens- und Wirkungsbereichen.

Und wer unter den Laien in der Kirche würde das nicht am eigenen Leib, in der eigenen Familie spüren? Der Klerus spürt das an den sich leerenden Kirchen, an den kläglichen Disziplinierungsmassnahmen von Papst und Bischöfen, an der wachsenden Einsamkeit, am bedrohlichen Personalmangel.

Eine überraschende Parallele

Aber es gibt viele Lichtblicke für den, der sich von Kaufmann zum Nachdenken angestossen fühlt. Ich zitiere nur ein paar Sätze aus dem Votum von Bischof Felix Gmür am 16. Oktober 2012 in der Bischofssynode im Vatikan (ich übersetze aus dem allein vollständig vorliegenden italienischen Originaltext): «Dass die Neuevangelisierung auch ankommt, verlangt zunächst glaubwürdige Evangelisatoren. Wenn die Kirche nicht glaubwürdig ist, sind alle Anstrengungen vergeblich. Man wird ihr nicht zuhören, sie wird nicht ernst genommen, sie wird nicht akzeptiert werden. Darum redet das ‹Instrumentum laboris› mit Recht von der Notwendigkeit, sich selbst zu evangelisieren, ‹durch eine ständige Umkehr und Erneuerung› (Nr. 37). Der Ruf zur Umkehr richtet sich also zuerst an uns Evangelisatoren, uns Bischöfe. Gleichzeitig gilt: Das Antlitz der Kirche, das die Mehrheit unserer Zeitgenossen wahrnimmt, ist das der Öffentlichkeit zugewandte. Es ist nicht in erster Linie der personale Aspekt, sondern der institutionelle, der auffällt. Der Ruf zur Umkehr betrifft darum ebenso sehr die Institution. Die Umkehr der Person findet ihre Entsprechung in der Umkehr der Institutionen. Umkehr und Reform: beide zielen auf die geistliche Erneuerung, die auf dem Glauben beruht.»

Iso Baumer

Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

[1] Vgl. SKZ 179 (2011), Nr. 29–30, 491.

[2] Franz-Xaver Kaufmann: Kirche in der ambivalenten Moderne. (Verlag Herder) Freiburg-Basel-Wien 2012, 366 S.

[3] Vgl. Iso Baumer: Hans Urs von Balthasar und die kirchliche Bücherzensur, in: Zeitschrift für katholische Theologie 129 (2007), 207–235, über A. Jans: 230 f.

[4] Vgl. Iso Baumer: Die richtige Deutung des Konzils, in: SKZ 180 (2012), Nr. 40–41, 653 f. und 656.

SKZ-Inserate- und SKZ-Abodienst:

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag Vorwoche, 12.00 Uhr. Zum vollständigen Impressum siehe SKZ-Nr. 46/2012, S. 751.

EIN FÜR ALLE MAL – DROHUNG ODER BEFREIUNG?

4. Adventssonntag: Hebr 10,5–10 (Lk 1,39–42)

Wenn man zu Kindern etwas «ein für alle Mal» sagt, dann war da meist ein Streit, der nun auf Grund von Autorität beendet wird. Es gibt keinen weiteren Widerspruch mehr. Es wird die aktuelle Situation geklärt und für die Zukunft dies als Regel und Richtschnur gesetzt.

Eine Erklärung «ein für alle Mal» kann im Kontext eines Arbeitsprozesses auch hilfreich sein. Es bedeutet, ab jetzt gilt diese Regel verbindlich, Einwände und Diskussionen von früher sind abgeschlossen. Man hat nun eine verlässliche Grundlage, mit der man weiterarbeiten kann, es gilt!

Was die Verfasserin des Hebräerbriefes in dem heutigen Abschnitt erklären will, gilt – und es ist nach Hebr 7,27 und Hebr 9,12 das dritte Mal, dass sie das so bekräftigt – «ein für alle Mal» (Hebr 10,10). Sind das Drohungen oder soll das die Leserinnen und Leser befreien?

Was in den Schriften steht

Die Schrift, die Hebräerbrief genannt wird, ist eigentlich kein Brief, es fehlen die Adressaten. Lediglich der (sekundäre Schluss) mit Situationsbezug und Gruss (Hebr 13,23–24), der aber auch nur ein Begleitbrief bei der Zustellung der Schrift sein kann, erinnert daran. Der Hebräerbrief ist eine von der unbekannten Verfasserin in einem Guss durchkomponierte Abhandlung. Sie ist eine theologische Predigt in drei Teilen: christologische Grundlegung (Hebr 1,1–5,10), Entfaltung der Christologie (Hebr 5,11–10,39) und Folgerungen für den Weg des Glaubens (Hebr 11,1–13,22). Sie beschäftigt sich mit Dualismen, zeitlich gedacht von «Altem» und «Neuem Bund», räumlich gedacht von «himmlischem Urbild» und «irdischem Abbild». Im Argumentationsgang greift die Verfasserin ausführlich auf die heiligen Schriften der jungen christlichen Gemeinde, den jüdischen TaNaK, zurück.

Der heutige Abschnitt ist eine für die christliche Theologie aktualisierte Auslegung von Psalm 40 und Psalm 51.

In Psalm 40 beschreibt ein Beter seine Rettung von Gott aus einer Not: «Er zog mich herauf aus der Grube des Grauens» (Ps 40,3). Und wie zu Beginn des Psalters wird dann dieser Mensch gepriesen, «der sein Vertrauen auf Gott setzt» (Ps 40,5).

In dieser Haltung formuliert nun der Psalm-Beter und nimmt den Gedanken von Jes 1,11 auf:

«Schlacht- und Speiseopfer hast du nicht gefordert, doch ein Ohr (*so der hebräische Text. LXX liest: Leib*) hast du mir geschaffen; an Brand- und Sündopfern hast du kein Gefallen» (Ps 40,7–8 = Hebr 10,5–7, ähnlich Ps 51,18).

So geht der Psalm-Beter hin zu Gott und bringt statt der Opfer Gott eine Schriftrolle, in der er seine Rettungserfahrung mit Gott und sein dankbares Vorhaben aufgeschrieben hat:

«Ja, ich komme! In dieser Schriftrolle steht, was an mir geschehen ist: Deinen Willen zu tun, macht mir Freude» (Ps 40,8–9).

Statt Opfer also den Willen Gottes tun, das hatte schon Jesaja vorgeschlagen: «Lernt Gutes zu tun! Sorgt für das Recht! Helft den Unterdrückten! Verschafft den Waisen Recht, tretet ein für die Witwen!» (Jes 1,17). Der mechanische und sinnleere Vorgang des Opferns soll durch eine innere Haltung begleitet und ersetzt werden, die aus dieser Haltung heraus Gottes Wirken in der Welt, sein Eintreten für die Armen, sichtbar macht.

Der Hebräerbrief legt das Psalmzitat in den Mund von Christus und verleiht ihm eine kosmische Dimension: «Christus spricht bei seinem Eintritt in die Welt» (Hebr 10,5). Was im Psalm eine, aber nicht die einzige Form der Frömmigkeit und des Gottesdienstes ist, wird durch diese zeitliche Fixierung «Eintreten in die Welt» absolut gesetzt und klingt wie eine Begründung für das Kommen Christi. Da Gott keine Opfer will, braucht es etwas anderes, nämlich Christus.

Weiter werden im Mund Christi die Gedanken des Psalmzitats anders aufeinander bezogen: «Da sagte ich: Ja, ich komme – so steht es über mich in der Schriftrolle –, um deinen Willen, Gott, zu tun» (Hebr 10,7). Das hat drei gedankliche Konsequenzen: Zum einen ist das Kommen Christi durch den Psalm vorhergesagt: «Ich komme!» Zum zweiten wird das Verhältnis von den vorliegenden alten Schriften zum neuen Kommen Christi bestimmt: «So steht es über mich in der Schriftrolle.» Die Schriften erzählen bereits von Christus. Er ist angesagt, über ihn wurde schon erzählt. Und zum dritten ist es Christus, der «den Willen Gottes» tut. Das impliziert, dass die Forderung Gottes, nicht mehr Brandopfer zu bringen, erst durch Christus erfüllt, der nun (erstmals) diesen Willen ausführt.

Die Verfasserin legt dann selbst dar, was sie mit diesen Zitaten ausdrücken will. Ihr geht es um ein Schwarz-Weiss-Malen. Die Brandopfer sieht sie als Forderung des Gesetzes Mose (Hebr 10,8). Das ist einseitig, sie interpretiert den Psalm (nicht nur Ps 40 sondern auch Ps 51) falsch und übersieht die bereits in TaNaK geführte Diskussion, um das richtige Verständnis der Opfer, wie es sich bei Jesaja (s. o.), Amos (z. B. Am 5,12–25) und Jeremia (z. B. Jer 7,22–23) findet.

Auf dieser schwarzen Folie deutet sie das Kommen Christi als das Aufheben des Ersten und das Inkraftsetzen des Zweiten (Hebr 10,9). Christus erfüllt nicht das Erste – wie es seine Ankündigung in der Schrift nahelegen könnte –, sondern Christus hebt das Erste auf, es wird nicht mehr gebraucht. Das Zweite, was jetzt in Kraft gesetzt wird, ist die Heiligung der Christinnen und Christen. Diese Heiligung erfolgt aber nach dem alten Modell des Opfers. Neu ist, dass Christus dieses Opfer ist, und neu ist, dass dies «ein für alle Mal» (Hebr 10,10) gilt.

Mit der Verfasserin des Hebräerbriefs im Gespräch

«Ein für alle Mal» – jetzt ist Schluss! Es ist durch die Heiligung ein Endpunkt gesetzt, was war, ist vergangen. Gesagt aber im Modus der Drohung: Und wenn es wieder vorkommt, dann gibt es keine Chance mehr. «Denn wenn wir vorsätzlich sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, gibt es für diese Sünden kein Opfer mehr» (Hebr 10,26). «Ein für alle Mal» heisst hier, einmalig und nie mehr wieder. Luthers Gnadentheologie passt mit diesen Ideen nicht zusammen. Deswegen stellt er auch den Hebräerbrief (ohne eine laufende Nummer) in seinen Anhang des Neuen Testaments und wertet ihn damit ab. Luther in dem Punkt zu widersprechen, fällt schwer.

«Ein für alle Mal» – ein Opfer reicht, und dann braucht es nie wieder eines. Da überlese ich gerne die weiteren Äusserungen der Verfasserin und bleibe bei dem Satz Hebr 10,10 und deute ihn als Befreiung: Opfer ist ein schlechtes Modell. Wer leidet, ist immer der Arme und Unterdrückte, der sein Opfer bringt. Profiteur ist immer der Grosse und Mächtige, dem das Opfer gebracht wird. In der realen Wirkungsgeschichte wurde das «ein für alle Mal» oft überlesen, und – nach dem Vorbild Christi – immer wieder neue Opfer von Christinnen und Christen gefordert, die am Ende nicht ihrer Heiligung, sondern dem Gewinn der Herrschenden dienten.

«Ein für alle Mal» – jetzt ist Schluss! Die verlässliche Grundlage ist endgültig gegeben: Es braucht nie wieder Opfer – ihr seid geheiligt und befreit! *Winfried Bader*

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

FÜR JEDES VOLK EIN ZEICHEN – NICHT EIN ZEICHEN FÜR ALLE VÖLKER

Heilige Nacht: Tit 2,11–14 (Lk 2,1–14)

Die Heilige Nacht, wie sie das Lukasevangelium schildert, ist geprägt von Erscheinungen: Ein Kind bricht aus dem schützenden Leib der Mutter in die lebensgefährliche Wirklichkeit; Licht zerreisst die bergende Dunkelheit der Nacht; Engel erscheinen den Hirten auf dem Feld und versetzen sie in Angst und Schrecken; ein neuer Stern geht auf am Himmel und veranlasst drei Weise aus verschiedenen Regionen, spontan aufzubrechen zu einer langen, beschwerlichen Reise ins Ungewisse. Obwohl die in einer Nacht gebündelt auftretenden Ereignisse für die Betroffenen durchaus ambivalent sind, wurden sie zum Beginn der guten Botschaft, des *Euangelions*, denn sie waren und sind für die Menschen, die sie wahrnehmen, von Bedeutung.

Mittlerweile werden am Tag des Heiligen Abends hastig die letzten Weihnachtseinkäufe getätigt, obwohl die «Weihnachtszeit» lange vor dem ersten Advent in den Geschäften und auf den Strassen durch Warenangebot, Lichterketten und anderen Krimskrams in Erscheinung tritt und die Geschenke noch weit ins neue Jahr umgetauscht werden können. Die «Weihnachtszeit» wurde von der einen bedeutungsvollen Nacht auf Monate ausgedehnt – und jeglichen heiligen Sinnes entleert.

Tit 2,11–14 im jüdischen Kontext

Obwohl sich der Verfasser des Briefes an Titus offenbar schwertut mit den Glaubensgeschwistern, die dem Judentum entstammen (vgl. Tit 1,10), schreiben seine theologischen Ansichten – gut paulinisch – durchaus jüdisches Glaubensgut weiter. Das «Erscheinen» Gottes, in welcher Variante auch immer, wird in der Regel in Zusammenhang mit Heil und Rettung oder doch mit deren Verheissung erfahren und wird daher als Gnade in einer Zeit der Bedrängnis erlebt. So erhält z.B. Jakob Gottes Zusage von Rettung und Segen, der sich auf «alle Geschlechter der Erde» ausdehnen wird (Gen 28,14), während er sich auf der Flucht vor Esau befindet. Folgerichtig geht er nach der Versöhnung mit Esau an den Ort dieser Offenbarung zurück. «Jakob baute dort einen Altar und nannte die Stätte ‹Gott von Bet-El›; denn auf der Flucht vor seinem Bruder hatte Gott sich ihm dort offenbart» (Gen 35,7).

Dass Gott auch machtvoll eingreift, um frevlerischem Tun vorzugreifen, zeigt z.B. die Verhinderung des geplanten Tempelraubes durch Heliodor (2 Makk 3,23–30), der in deren Folge hilf- und sprachlos aus dem Tempel getragen wurde. «Die Juden aber priesen den Herrn, der an seinem Ort so herrlich seine Macht gezeigt hatte; und das Heiligtum, das eben noch voll war von Angst und Verwirrung, war erfüllt von Freude und Jubel, denn der allmächtige Herr hatte sich offenbart.»

Seit Gott Israel aus Ägypten geführt hat, wird sein Eingreifen in die Geschichte auch als Indiz für die Auserwählung Israels gewertet. «Jetzt aber, wenn ihr auf meine Stimme hört und meinen Bund haltet, werdet ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein. Mir gehört die ganze Erde, ihr aber sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören» (Ex 19,5f.). Die zitierte Stelle lässt erahnen, dass mit der Auserwählung weniger eine besondere Auszeichnung als vielmehr eine besondere Verpflichtung verbunden ist. Sie impliziert keineswegs eine Ausgrenzung aller anderen, denn weiterhin gehört die ganze Erde Gott, sondern eine Gnade, die angenommen werden darf im Bewusstsein: «Würdest du, Herr, unsere Sünden beachten, Herr, wer könnte bestehen? Doch bei Dir ist Vergebung, damit man in Ehrfurcht dir dient» (Ps 130,3). Die Erwählung setzt voraus, dass Gottes Volk auf Gott hört und seine Weisungen befolgt. Denn das Volk Gottes, ob durch Erwählung wie Israel oder durch «Herausrufen» (*Ekklesia*) wie die christliche Kirche, ist das für die Völker wahrnehmbare Siegel dieses Gottes. Wenn es also gegen die Weisungen Gottes handelt, trifft es der von Paulus zitierte Vorwurf: «Euretwegen wird unter den Heiden der Name Gottes gelästert» (Röm 2,24).

Mit dem Verfasser des Titusbriefes im Gespräch

Der Vorbehalt des Paulus spiegelt sich im besprochenen Text aus dem Brief an Titus, der durch die Verfasserangabe bewusst ins paulinische Gedankengut eingebunden wurde. Denn die Gnade (*charis*) Gottes wird gepriesen als erschienen, «um alle Menschen zu retten. Sie erzieht uns dazu, uns von der Gottlosigkeit und den irdischen Begierden loszusagen und besonnen, gerecht und fromm in dieser Welt zu leben» (Tit 3,11f.). Das Erscheinen der *doxa* Gottes hingegen wird weiterhin erhofft. Dabei ist zu beachten, dass *doxa* zunächst Meinung bedeutet, einerseits die eigene Vorstellung oder Erwartung, aber auch die Meinung, in welcher man bei anderen steht.

Nur wenn diese positiv ist, kommt der Begriff zur Bedeutung Ruhm, Glanz und Herrlichkeit. Unter den Völkern wird der Glanz und Ruhm Gottes daher erst erkannt, wenn sein Volk eine gute Meinung über ihn zu vermitteln vermag. Anders als Paulus, der die Erwählung Israels nicht in Frage stellt, sich der Ambivalenz durch die damit verbundene Verantwortung jedoch bewusst bleibt, scheint sein «Schüler» dem Irrtum einer mit der Auserwählung oder hier richtiger Berufung verbundenen Auszeichnung zu erliegen. Jedenfalls tradiert er ausdrücklich massive Vorurteile und Antijudaismen weiter: «Denn es gibt viele Ungehorsame, Schwätzer und Schwindler, besonders unter denen, die aus dem Judentum stammen. (...) Einer von ihnen hat als ihr eigener Prophet gesagt: Kreter sind Lügner und faule Bäuche, gefährliche Tiere. Dieses Zeugnis ist wahr» (Tit 1,10.12f.).

Solange nun, wie es sich durch die ganze Geschichte der Menschheit wiederholt, jede Religion, Kultur, Generation und Rasse bzw. deren Angehörige sich nur dann so richtig Gott zugehörig, von Gott erwählt fühlen können, wenn sie alle anderen verunglimpfen und herabsetzen, so lange kann die *doxa* Gottes nicht ungetrübt erstrahlen. Erst wenn die Zusicherung: «Denn die Gnade Gottes ist erschienen, um alle Menschen zu retten» (Tit 3,11) von denen, die sie festhalten, auch geglaubt wird und nicht als Botschaft von bereits Geretteten an noch zu Rettende verkündigt wird, kann Gottes Glanz in alle Welt erstrahlen. Dann kann die Heilige Nacht in ihrer Bedeutung für die christliche Gemeinschaft ein weiteres gnadenreiches Zeichen der Gegenwart Gottes sein, im Reigen mit all den anderen Zeichen, die Gott den Menschen aller Welt geschenkt hat. Wenn es uns gelingt, im Bewusstsein, dass unser Erkennen Stückwerk ist, die Zeichen von der Zuwendung Gottes an seine Menschen zusammenzutragen, statt sie gegeneinander auszuspielen, wird sich vielleicht eines Tages der Glanz, das Strahlen Gottes gegen den blinkenden, blendenden Firlefanz der Weihnachts- und Schaufensterbeleuchtungen durchsetzen.

Katharina Schmocker

Dr. Katharina Schmocker Steiner ist zurzeit in der Administration im Zürcher Lehrhaus Judentum – Christentum – Islam tätig.

DIE MENSCHENFREUNDLICHKEIT GOTTES – TROTZ ALLEM

Weihnachten am Morgen: Tit 3,4–7 (Lk 2,15–20)

Nach der Geburt eines Kindes, insbesondere des ersten, sind in der Regel alle Beteiligten reichlich erschöpft. Doch der Schlaf der Mutter wird für die darauffolgende Zeit ein leichter sein, mehr ein Schlummer, unterbrochen durch die Bedürfnisse des Kindes nach Nahrung, Säuberung, Trost und Schutz. Das Kind bestimmt in der ersten Zeit nach der Geburt den Schlaf- und Wachrhythmus zumindest der Mutter, heutzutage oft der Eltern. Auch wenn es mit der Zeit in den Familienalltag eingewöhnt wird, hat es diesen durch seine Geburt für immer verändert. Die Veränderung ist natürlich nicht rückwirkend, und doch gelingt sie nur, weil das Kind mit seinen Bedürfnissen ein Echo bei den Familienangehörigen findet, Beschützerinstinkte, Verantwortungsbewusstsein, Zuwendung und bestenfalls Liebe wachruft, die in der Anlage schon längst vorhanden waren. Die Geburt eines Kindes ist wie ein Regenguss auf die Erde, der den darin verborgenen Samen zum Keimen bringt. Sie schafft nicht den Samen, aber Bedingungen zur Möglichkeit, dass er sich entfalten kann – wobei sich ähnliche Bedingungen auch auf anderem Weg schaffen lassen. Wenn der Same jedoch nicht keimt, hat auch das Kind schlechte Chancen, sich zu entfalten, ist schlimmstenfalls sein Überleben gefährdet. Die Geburt eines Kindes ist zugleich eine Gnade und eine Aufgabe – die nicht zurückgegeben werden kann.

Tit 3,4–7 im jüdischen Kontext

Wie es dem Wort Gnade schon innewohnt, betont der Verfasser des Briefes an Titus, dass die Zuwendung Gottes an die Menschen allein dessen Erbarmen entspringt und keineswegs verdient ist. Niemand hat ein Recht darauf. Diese Einsicht wird auch Israel ins Bewusstsein gerufen, bevor es den Jordan überschreitet, um ins – bereits bewohnte – Gelobte Land einzuziehen. Für einmal sei die Stelle ausführlich zitiert:

«Denn nicht weil du im Recht bist und die richtige Gesinnung hast, kannst du in ihr Land hineinziehen und es in Besitz nehmen. Vielmehr vertreibt der Herr, dein Gott, diese Völker vor dir, weil sie im Unrecht sind und weil der Herr die Zusage einlösen will, die er deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob mit einem Schwur bekräftigt hat. Du sollst erkennen: Du bist ein halsstarriges Volk. Daher kann dir der Herr, dein Gott, dieses prächtige Land nicht etwa aufgrund eines Rechtsanspruchs geben, damit du es in Besitz nimmst. Denk daran, und vergiss nicht, dass du in der Wüste den Unwillen des Herrn, deines Gottes, erregt hast. Von dem Tag an, als du aus Ägypten auszogst, bis zur Ankunft an diesem Ort habt ihr euch dem Herrn ständig widersetzt» (Dtn 9,5–7).

Die «Milde und Menschenfreundlichkeit» Gottes ist also weder Verdienst derer, die in ihren Genuss kommen, noch Trost oder Wiedergutmachung wegen erlittenen Unrechts. Israel erhält das Land nicht wegen besonderer Frömmigkeit und ebenso wenig, weil es in Ägypten in Knechtschaft war. Vielmehr hat es die Befreiung daraus mit Unmut und Widersetzlichkeit beantwortet, und dennoch erhält es das Land. Mit der erlebten Gnade wird damit nichts über die Empfangenden ausgesagt, sondern einzig über Gott, den «Sender». Die Gnade Gottes ist keine Antwort auf ein «weil», sondern sie ist eine Aufhebung des «weil» in ein «trotz (allem)». Dennoch ist sie keine reine Willkür. Der Gott der Väter und Mütter hat sich durch Verheissungen an diese gebunden. Diesem Bund bleibt Gott treu, auch wenn diese Treue oft einseitig ist und damit der Vertrag rein rechtlich betrachtet hinfällig wäre. Gott hingegen nimmt den Bund so ernst, dass er ihn sogar den Söhnen und Töchtern gegenüber erneuert, ohne deren Unzulänglichkeiten zu übersehen: «… denn Gott ist Zeuge seiner [des Lästerers] heimlichen Gedanken, untrüglich durchschaut er sein Herz und hört seine Worte» (Weish 1,6).

Mit dem Verfasser des Titusbriefes im Gespräch

Das Menschenbild, welches der Verfasser des Titusbriefes vermittelt und das unter anderem in biblischen Texten immer wieder begegnet, ist nicht besonders ansprechend. Es vermittelt ein wenig den Eindruck, der bereits in den Anregungen zu Tit 2,11–14 kritisiert wurde: als könnte Gott nur gross sein, wenn der Mensch klein ist bzw. klein gemacht wird. Doch auch wenn der Mensch als bei der Geburt «unbeschriebenes Blatt» betrachtet wird, können wir nicht umhin, zu sehen, dass es keine Möglichkeit gibt, dass sich nur positive Eigenschaften entwickeln und durchsetzen. Die Verhältnisse lassen nicht zu, dass Menschen ausschliesslich gut bleiben oder werden – und das ändert sich nicht, solange es keine ausschliesslich guten Menschen gibt. Tröstlich mag dabei sein, dass es auch keine ausschliesslich schlechten Menschen gibt.

Die Güte und Menschenliebe Gottes (Tit 3,4) zeigt sich darin, dass Gott den Menschen trotz seiner Schwächen nicht gering achtet, sondern als Bundespartner anerkennt und ihm die Treue selbst dann noch hält, wenn der Bund einseitig gebrochen oder in Frage gestellt wird. Die Schwachheit des Menschen ist nicht eine Grundverfasstheit, die ihn klein macht, sondern spiegelt sich in seiner (mangelnden) Sozialkompetenz: «… wir waren früher unverständig und ungehorsam; (…), lebten in Bosheit und Neid, waren verhasst und hassten einander» (Tit 3,3). Genau darin liegt die Hoffnung, denn das Wesen des Menschen lässt sich nicht grundlegend ändern, wohl aber sein Verhalten; unabhängig davon, wie lange er sich schon so verhalten hat, wie er sich verhält. Das «Bad der Wiedergeburt» und die «Erneuerung im Heiligen Geist» (Tit 3,5) lässt nicht einen neuen Menschen erstehen, sondern befähigt den betroffenen Menschen, trotz allem Bisherigen auf neue Weise zu leben. Auch hier ist die Gnade Gottes nicht eine Antwort auf das «weil» sondern ein «trotzdem».

Gerade an Weihnachten erkennen Hirten und Weise die Grösse Gottes gerade im kleinen, wehrlosen Kind. Die Engel verkünden als Zeichen, dass es in Windeln gewickelt in einer Krippe liegt. Nicht der Umstand, dass Neugeborene unschuldig sind, lässt also dieses Kind als von Gott gesandten Retter erkennen, sondern sein Eingebettetsein in einen sozialen Kontext. Obwohl es mit Sicherheit durch seine Geburt das Leben seiner Eltern, durch sein späteres Wirken das Leben einiger seiner Zeitgenossinnen und Zeitgenossen und durch seinen Tod und die Auferweckung das Leben vieler, die daran glauben, verändert hat, hat er nicht die Menschen selbst rückwirkend verändert. Was immer sie mitgebracht haben, wurde durch Gottes Eingreifen nicht ungeschehen gemacht, doch er ermöglicht immer wieder ein Anders- und in diesem Sinn Neuwerden. Die Geburt Jesu war wie oben vermerkt wie ein (erneuter) von Gott gewirkter «Regenguss», der die in der «Erde» vorhandenen Samen zum Keimen brachte. Mit Gottes Hilfe können die Keime weiter wachsen und zur Blüte gelangen.

Katharina Schmocker

Dr. Katharina Schmocker Steiner ist zurzeit in der Administration im Zürcher Lehrhaus Judentum – Christentum – Islam tätig.

WIE ERKLÄRT MAN WEIHNACHTEN?

Weihnachten am Tag: Hebr 1,1–6 (Joh 1,1–18 oder 1,1–5.9–14)

Wenn man es Kindern erklären will, dann erzählt man vom Christkindlein und schmückt es aus mit einem der unzähligen Weihnachtsmärchen, in deren Zentrum meist ein armes Kind steht, das sich auf die Suche macht und durch das aufgefundene Christkind ein grosses Glück erfährt. Da die Szenen und Motive aus der Lebenswelt der Kinder stammen, können sie auf diese Weise etwas von Weihnachten verstehen.

Die biblischen Autoren machen es genauso: Lukas und Matthäus erzählen ebenfalls (je unterschiedliche) Geschichten, um Weihnachten zu erklären. Sie benutzen dazu Szenen aus der Lebens- und Erfahrungswelt ihrer damaligen Leserinnen und Leser. Vor allem aber greifen sie auf deren religiöse Erfahrung zurück, indem sie Motive aus deren heiligen Schriften verwenden. Sie erzählen ihre Geschichten in den Sprach- und Denkkategorien des Ersten Testaments. Nur so konnten ihre Leserinnen und Leser dies verstehen, wie unsere Kinder es heute tun, weil in ihrer Sprache geredet wird. Johannes macht es ähnlich: Sein Prolog greift auf das Sprachspiel der Schöpfungserzählung zurück.

Und wie versucht uns die Verfasserin des Hebräerbriefs Weihnachten zu erklären?

Was in den Schriften steht

Sie beginnt ihre theologische Predigt über das Christusereignis in der Sprach- und Gedankenwelt des Ersten Testaments. «Viele Male und auf vielerlei Weise hat Gott einst zu den Vätern gesprochen durch die Propheten» (Hebr 1,1) greift explizit auf die religiöse Erfahrung des Gottesvolks zurück. Propheten sind bekannt. Welche Tragweite, die von ihnen getätigten Sprüche hatten, wissen die Leserinnen und Leser damals selbstverständlich. «In der Endzeit aber hat er zu uns gesprochen durch den Sohn» (Hebr 1,2). Der Sohn wird in seiner Funktion den Propheten gleichgesetzt, das versteht man. Mit «Endzeit» wird eine Denkkategorie aus der Apokalyptik aufgenommen. Wie genau «Sohn» als neuer Titel zu verstehen ist, wird im weiteren Text geklärt.

«Durch den Sohn hat er auch die Welt erschaffen» (Hebr 1,2). Dass Gott bei der Schöpfung mit jemandem zusammenarbeitete, ist ein Gedanke der Weisheitsliteratur. Die als Frau personifizierte Weisheit war die «Werkmeisterin» Gottes bei seiner Schöpfungstätigkeit: «YHWH zeugte mich (*die Weisheit*) als Erstling seines Waltens, als Uranfang seiner Werke von damals. Seit jeher bin ich geformt, seit Anbeginn, seit den Urzeiten der Erde. (…) Als er den Himmel festmachte, war ich dabei, als er den Horizont über den Urfluten abgrenzte, als er den Wolken droben Kraft verlieh, als die Quellen der Urflut mächtig wurden, als er dem Meer seine Grenze setzte, als er die Fundamente der Erde festlegte. Da war ich bei ihm als Werkmeisterin, ich war nichts als seine Wonne Tag für Tag, lachend und scherzend vor ihm die ganze Zeit» (Spr 8,22–31, Übersetzung Othmar Keel). In dieser Rolle soll jetzt der Sohn verstanden werden: Er ist ein gleichwertiges Gegenüber Gottes.

«Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit, und das Abbild seines Wesens» (Hebr 1,3) fährt die Verfasserin mit der Beschreibung des Sohns fort. Sie verwendet dabei Gedanken des (fast) zeitgenössischen Buchs der Weisheit (im Zeitraum von 30 v. Chr. bis 50 n. Chr. wie der Hebräerbrief in Alexandrien entstanden): «In ihr (*der Weisheit*) ist ein Geist, gedankenvoll, heilig, einzigartig, mannigfaltig, zart, beweglich, durchdringend, unbefleckt, klar, unverletzlich, das Gute liebend, scharf, nicht zu hemmen, wohltätig, menschenfreundlich, fest, sicher, ohne Sorge, alles vermögend, alles überwachend und alle Geister durchdringend, die denkenden, reinen und zartesten. Denn die Weisheit ist beweglicher als alle Bewegung; in ihrer Reinheit durchdringt und erfüllt sie alles. Sie ist ein Hauch der Kraft Gottes und reiner Ausfluss der Herrlichkeit des Allherrschers; darum fällt kein Schatten auf sie. Sie ist der Widerschein des ewigen Lichts, der ungetrübte Spiegel von Gottes Kraft, das Bild seiner Vollkommenheit. Sie ist nur eine und vermag doch alles; ohne sich zu ändern, erneuert sie alles. Von Geschlecht zu Geschlecht tritt sie in heilige Seelen ein und schafft Freunde Gottes und Propheten» (Weish 7,22–27).

«Der Sohn hat sich dann zur Rechten der Majestät in der Höhe gesetzt» (Hebr 1,3) greift Psalm 110 auf: «So spricht YHWH zu meinem Herrn: Setze dich mir zur Rechten und ich lege dir deine Feinde als Schemel unter die Füsse» (Ps 110,1). Dieser Sohn wird damit als königlicher David erklärt. Die Erwähnung des «Namens» (Hebr 1,4) rückt ihn in die Nähe Gottes, dessen Namen so wichtig ist.

In Hebr 1,5–13 folgen sieben direkte Zitate aus dem Ersten Testament. «Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeugt» (Hebr 1,5a = Ps 2,7). Der König wird bei seiner Amtseinsetzung zum Sohn Gottes, eine weit verbreitete altorientalische, vor allem ägyptische Vorstellung. Umgekehrt heisst das: Dieser Sohn ist König.

«Ich will für ihn Vater sein, und er wird für mich Sohn sein» (Hebr 1,5b = 2 Sam 7,14), war die Weissagung Natans über den Davidssohn Salomon. Wer als Leserin oder Leser damals diesen Satz hört, denkt automatisch den Kontext mit: «Er wird für meinen Namen ein Haus bauen, und ich werde seinem Königsthron ewigen Bestand verleihen» (2. Sam 7,13). Es ist die berühmte Zusage des Fortbestandes der Davidsdynastie, die nach fast 600 Jahren Unterbruch nun in Jesus, dem Nachfolger auf dem Thron Davids, ihre Erfüllung finden soll – Betlehem lässt grüssen!

«Alle Engel Gottes sollen sich vor ihm niederwerfen» (Hebr 1,6 = Dtn 32,43 LXX = Ps 97,7). Wurde in den Texten des Ersten Testaments Gott selbst von den Engeln verehrt, so ist es hier der Sohn, der verehrt wird. Er wird damit auf die Stufe Gottes gestellt. Die Engel – so dann auch die Argumentation des weiteren Texts – sind dem Sohn aber deutlich untergeordnet. Mit der Anknüpfung an die Vorstellungen des Ersten Testaments reagiert die Verfasserin damit auf Irrlehren in ihrer Zeit, wo Engel als Mittlerwesen galten, die über den Menschen Jesus von Nazaret gestellt wurden. In der Argumentation des Hebräerbriefs wird Jesus aber in die höchste Rolle des Gottessohns gehoben. Das ist ihre Erklärung von Weihnachten.

Heute im Gespräch über Weihnachten

Wie erklärt man nun heute Weihnachten, in einer Zeit, wo keiner mehr die Natansverheissung kennt und diese nicht mehr wichtig ist, die Vorstellung einer Partnerin Gottes beim Schöpfungsakt fremd ist und Königsvorstellungen keine Kraft mehr haben?

Für die Kinder wurden (kitschig fromme) Sprachspiele gefunden. Aber welche Sprache verstehen die Erwachsenen heute? Kann man aus der Erfahrung mit Computern, iPhones und Internet eine verständliche Sprache für Weihnachten finden? Eignen sich Wirtschaft, Politik oder der Sport für griffige Denkkategorien über Weihnachten? Oder hilft der alte Begriff weiter, der bis heute aktuell und in seiner Tiefe noch nicht erfasst ist: Weihnachten ist Liebe.

Winfried Bader

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

SKZ 49/2012

VERTRAUEN UND KONTROLLE – EIN GESCHWISTERPAAR (I)

VERTRAUEN

Dr. Pius Bischofberger studierte an den Universitäten Pittsburgh (USA) und St. Gallen und doktorierte über die Durchsetzung betriebswirtschaftlicher Erkenntnisse in der öffentlichen Verwaltung. Er war beruflich auf Bundes- und Kantonsebene und in der Beratung kirchlicher Institutionen tätig und publizierte zu Managementfragen in der Kirche (die letzte Veröffentlichung, gemeinsam mit Manfred Belok: Kirche als pastorales Unternehmen – Anstösse für die kirchliche Praxis. Zürich 2008).

Zur Einführung

«Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser.» Mit dieser Aussage soll sich Lenin nach Ansicht von Peter Böckli getäuscht haben.[1] Für den NZZ-Wirtschaftsredaktor Beat Gygi ist dieser Autor «ein dominierender Wissenschafter und Praktiker auf dem Gebiet des schweizerischen Wirtschaftsrechts», wie er im Kurzportät erwähnt. Einleitend stellt Böckli fest: «In einer komplexen Organisation (...) kann Kontrolle das Vertrauen unter den in der Führung engagierten Menschen niemals ersetzen.» Sie soll vielmehr dazu beitragen, dass Vertrauen geschaffen bzw. erhalten wird. Dass im übrigen die katholische Kirche eine der komplexesten Organisationen darstellt, bedarf keines weiteren Kommentars.

Zum besseren Verständnis der folgenden Ausführungen mögen einige begriffliche Hinweise dienen. Dabei halte ich mich an Hans Ulrich, den Verfasser des St. Galler Managementmodells.[2] Dies ist insofern unerlässlich, als die Betriebswirtschaftslehre damit «zum ersten Mal in ihrer Geschichte einen tragfähigen Ansatz gefunden hat, um sich zu einer allgemeinen Managementlehre zu entwickeln, d. h. zu einer allgemeinen Lehre von der Gestaltung und Lenkung zweckorientierter sozialer Systeme».[3] Dazu gehören neben privaten Unternehmungen auch Vereine, Gemeinden und andere organisierte Menschengruppen wie die Kirche.[4] Was die Begriffe «Management» und «Führung» betrifft, zieht Ulrich denjenigen des Managements vor. Unternehmungsführung werde mit Führung von Menschen in Unternehmungen gleichgesetzt. Dem Ausdruck «Management» dagegen fehle dieser personenbezogene Aspekt; «gemanaged» werden nicht Menschen, sondern Institutionen. Dabei ist sich der Verfasser bewusst, dass sich – zumindest im deutschen Sprachraum – mit «Management» in der personifizierten Form des «Managers» andere Vorstellungen verbinden, «die oft eine negative Wertung beinhalten: der Manager als professioneller Macher, vor allem ‹Gewinn-Macher›, der fremdes Eigentum verwaltet und Macht ohne Rücksicht auf davon betroffene Menschen ausübt».[5] Um allfälligen Missverständnissen vorzubeugen, sei betont, dass hier die betriebswirtschaftliche Terminologie zur Anwendung gelangt. Was die biblische Seite betrifft, sei als Beispiel auf die Zeitschrift «Lebendige Seelsorge» verwiesen.[6]

Vertrauen als Voraussetzung für Kontrolle

Was für die Wirtschaft festgestellt wurde, gilt unverkürzt auch für die Kirche als «communio» im Sinne von «Lumen gentium» Art. 4, d. h. als Lebens- und Schicksalsgemeinschaft. «Vertrauen gehört zur Würde des Menschen (...). Vertrauen heisst Zutrauen und lässt den anderen seine eigenen Möglichkeiten entdecken. Vertrauen befreit die Menschen aus ihrer gegenseitigen ängstlichen Selbstabsicherung und öffnet sie füreinander.»[7] Vertrauen bedeutet, eine Atmosphäre zu schaffen, in der Loyalität grösser geschrieben wird als Ellenbogenstrategien. Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist die Arbeit eines Benediktiners. Kontakte mit der «Bayerischen Motoren Werke AG» ermöglichten ihm einen Vergleich mit der «Bayerischen Benediktinerkongregation», d. h. von einer Unternehmenskultur und einer Ordensspiritualität, von Wirtschaft und Kirche. Im Anhang seiner Arbeit findet sich ein Mitarbeiter- und Führungsleitbild mit Erläuterungen. Gemäss Ziffer 8 leiten «Führungskräfte durch Vertrauen».[8]

Vertrauen beruht auf Gegenseitigkeit. Es ist «fundamental für die politische Kultur in jedem Gemeinwesen – und noch viel mehr in der Kirche!». Aus diesem Vertrauensprinzip ergebe sich zwingend die Forderung, «dass vor allem im Personalbereich Lösungen zu vermeiden sind, denen die vertrauensbildende Wirkung von vornherein abgeht, bei denen ernannte Amtsträger vielmehr weitem Misstrauen begegnen».[9] Wie ist dieses Vertrauen auf dem Hintergrund von Psalm 118,8 zu beurteilen? «Besser ist es, auf den Herrn zu bauen, als auf Menschen zu vertrauen.» Dieser Dankpsalm stellt die Rettungserfahrung eines Einzelnen in den Kontext der Geschichte Jahwes mit seinem Volk. Daraus könnte das Missverständnis abgeleitet werden, einzig und allein Gott zu vertrauen. «Dieser Befund ist unbefriedigend. Denn er wird dem Tatbestand nicht gerecht, dass Vertrauen für die Gestaltung menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Dimensionen (personal, sozial, politisch) unverzichtbar ist, auch wenn das immer erst im negativen Fall, also bei akuten Vertrauensbrüchen und -verlusten, schmerzlich bewusst zu werden pflegt.»[10]

Inhaltlich auf der gleichen Linie liegt das Positionspapier der RKZ vom 3. Dezember 2011.[11] Ziffer 4.4. trägt den Titel «Vertrauen und Regeln zum Umgang mit Konflikten». Immer mehr besonnene und engagierte Seelsorger äussern sich über die zusehends frostige Atmosphäre. Für den ehemaligen Pfarrer der Franziskanerkirche und heutigen Chorherren des Stiftes St. Leodegar Luzern, Justin Rechsteiner, herrschte schon vor 10 Jahren «ein zunehmendes Misstrauen gegenüber der Institution und Führung der katholischen Kirche».[12] Mit seiner Äusserung in

[1] Vgl. Peter Böckli: Vertrauen an der Unternehmensspitze – Mit Kontrollieren allein kommen Verwaltungsräte nirgendshin, in: Neue Zürcher Zeitung vom 27./28. August 2005, 31.
[2] Vgl. Stiftung zur Förderung der systemorientierten Managementlehre (Hrsg.): Systemorientiertes Management – Das Werk von Hans Ulrich – Studienausgabe. Bern 2001.
[3] Ebd., 39.
[4] Ebd., 243 und in Hans Ulrich: Die Unternehmung als produktives soziales System. Bern ²1970, 134.
[5] Systemorientiertes Management (wie Anm. 2), 61.
[6] Das Heft 4/1998 ist dem Thema «Führung – Leitung – Teamarbeit» gewidmet.
[7] Werner Then: Orientierung im Umbruch – Führungsverantwortung im Spannungsfeld zwischen Ausbeutung und Produktivität, in: Lebendige Seelsorge (wie Anm. 6), 244.
[8] Johannes Claudius Eckert: Dienen statt Herrschen. Stuttgart 2000, 427.

VERTRAUEN

der Osterausgabe vom 8. April 2012 (S. 3), des gleichen Blattes, das Denunziantentum habe wieder Hochkonjunktur in unserer Kirche, bestätigt Abt Christian Meyer vom Kloster Engelberg das getrübte Verhältnis zwischen der römischen Zentrale und den Ortskirchen.

Fallbeispiele fehlenden Vertrauens

In den Jahren nach dem Konzil wich das Klima des Vertrauens mehr und mehr einer Atmosphäre der Angst und des Misstrauens. Diese lässt sich anhand ausgewählter Stichworte wie folgt diagnostizieren: Kirchliches Malaise – Widerstand gegen den Wandel – Sand im Getriebe – Identitäts- und Orientierungskrisen – Reformbedarf – Ohnmacht – Auftruf zum Ungehorsam – schleichende Erosion des Christlichen in den Kirchen – Dialogverweigerung. Derartige Begriffe haben in den letzten Jahren immer häufiger Eingang in das kirchliche Vokabular gefunden. Sie führen zu einem schwindenden Interesse am kirchlichen Geschehen. Immer mehr Menschen leiden an der Kirche, weil sie in ihren Erwartungen getäuscht werden, keine Antwort auf drängende Fragen finden bzw. von der mangelhaften bzw. mangelnden Umsetzung der Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils enttäuscht sind. Die folgenden Fälle tragen zur Verstärkung eines Klimas des Misstrauens und der Resignation bei:

– Christoph Freilinger berichtet von einem Fall, der im Anschluss an das Konzil in die römischen Mühlen geriet; die einzelnen Schritte können hier nur stichwortartig geschildert werden.[13] Die Frage lautet, welche Kompetenzen beim Erstellen und Herausgeben muttersprachlicher Liturgiebücher wem zustehen. Was wollte das Konzil? Nach dem ursprünglichen Entwurf zuhanden der Konzilsväter sollten die Bischofskonferenzen die Möglichkeit haben, die Muttersprache festzulegen (*statuere*). Eine Unterkommission wandelte diese Kompetenz in ein Vorschlagsrecht um (*proponere*). Die Plenarversammlung folgte wieder der ursprünglichen Intention. Offenbar überwog die Einsicht, dass die territorialen Autoritäten über die Verwendung der Volkssprache zu befinden haben; der Apostolische Stuhl hätte ihre Beschlüsse lediglich zu billigen und zu bestätigen. Weniger als 10 Jahre nach Verabschiedung der Liturgiekonstitution wurde das vom Konzil den Bischofskonferenzen zuerkannte Approbationsrecht wieder eingeschränkt, obschon im CIC von 1983 von diesem Recht der Bischöfe ausdrücklich nicht die Rede ist. Dem Apostolischen Stuhl komme es zu, die vorgelegten Übersetzungen zu überprüfen; das diene der Umsetzung der Konzilsbeschlüsse. Die neue Praxis entspricht einer Desavouierung der Ortskirchen und damit einem klaren Vertrauensbruch.

– Ein krasses Beispiel fehlenden Vertrauens zeigte sich im Frühjahr 2012 im Verhalten kirchlicher Gremien gegenüber einem Hirtenbrief des Churer Bischofs Vitus Huonder. Darin schreibt dieser, dass Geschiedene durch ihre Entscheidung, eine neue Partnerschaft einzugehen, in eine Situation kommen, die den Empfang der Sakramente verunmöglicht. Der Brief sollte nach Weisung des Bischofs im Gottesdienst den Gläubigen vorgelesen werden. In vielen Pfarreien stiess er allerdings auf Widerstand. So teilte die katholische Kirche in Nidwalden in einer Stellungnahme mit: «Die Dekanatsversammlung ist einstimmig der Meinung, dass dieser Brief nicht im Gottesdienst verlesen werden kann (...). Wir werden weiterhin geschiedenen Wiederverheirateten den Empfang der Sakramente nicht verwehren.»[14] Damit dürfte auch die Hirtenmetapher mit einem Fragezeichen versehen werden. «Die Kirche nach dem Modell des fürsorglichen Hirten und der folgsamen Schäfchen (bei einigen Wachhunden) organisieren zu wollen, provoziert geradezu den Protest der nicht mehr länger schweigenden Lämmer – oder den schweigenden Auszug der nicht einmal mehr protestierenden Schafe.»[15] Gemäss Kipa-Meldung vom 2. April 2012 distanzierte sich auch die Pastoralkonferenz Baselland «in aller Form» von diesem Fasten-Hirtenbrief. Sie kritisiert den «rigorosen Ton» und die «Ignoranz gegenüber heutiger exegetischer und dogmatischer Forschung». Die Pastoralkonferenz verweist überdies auf das Dokument «Geschieden – aber nicht von der Kirche». Darin betont sie ihren Auftrag, «einerseits auf die Bedeutung der kirchlichen Trauung und das Ideal von Dauerhaftigkeit und Beständigkeit einer Ehe hinzuweisen, andererseits die Botschaft eines verzeihenden Gottes in Wort und Tat zu verkünden». Auch der Basler Bischof Felix Gmür unterstreicht in der Kipa-Woche Nr. 11 vom 13. März 2012, «dass gerade katholische Journalisten das ‹Dilemma› aufzeigen müssten, welches in diesem Thema stecke. Da gebe es das ‹Desiderat› Jesu hinsichtlich der Unauflöslichkeit der Ehe, welches ins Kirchenrecht eingegangen sei, da gebe es aber auch die ‹Barmherzigkeitspraxis› Jesu, und schliesslich gebe es die Wirklichkeit der heutigen Menschen. Aber ‹absurd› sei es gewiss, wenn gemäss kirchlicher Lehre alle denkbaren Sünden irgendwann und irgendwo vergebungswürdig seien – mit Ausnahme der Wiederverheiratung.»

– Christoph Böttigheimer vertritt die Ansicht, dass die Frage, wie die Kirche zu mehr Glaubwürdigkeit finden und Vertrauen zurückgewinnen könne, sich nur differenziert beantworten lasse. Auch dort, wo der kirchliche «Dienst der Versöhnung» die Menschen nur noch schwer erreiche und sie in der Kirche die Barmherzigkeit Gottes inmitten ihrer von Brüchen geprägten Lebenswirklichkeit nicht mehr erfahren, müsse sich die kirchliche Praxis den Herausforderungen stellen. «Wiederverheiratete Geschiedene ebenso wie auch konfessionsverschiedene Ehepaare

[9] Walter Gut: Politische Kultur in der Kirche, in: Internationale katholische Zeitschrift Communio 21 (1992), 343.

[10] Rainer Strunk: Stichwort Vertrauen, in: Theologische Realenzyklopädie Bd. 35 (2003), 71.

[11] Erschienen in SKZ 180 (2012), Nr. 9, unter «Äusserungen staatskirchenrechtlicher Gremien zu pastoralen Fragen», 138.147–148.

[12] Neue Luzerner Zeitung vom 21. September 2002, 23.

[13] Christoph Freilinger: «Weder mit dem Geist noch mit dem Buchstaben der Liturgiekonstitution im Einklang ...», in: Liturgisches Jahrbuch 61 (2011), Heft 4, 241 ff.

[14] Neue Luzerner Zeitung vom 9. März 2012, 29.

[15] Rainer Bucher: Die pastorale Konstitution der Kirche – Was soll Kirche eigentlich?, in: Rainer Bucher (Hrsg.): Die Provokation der Kirche – Zwölf Fragen und Antworten zur Lage der Kirche, Würzburg ²2005, 33 f.; ferner: Wilhelm Haller: Frust und nischenförmige Arbeitsstrukturen, in: Lebendige Seelsorge (wie Anm. 6), 212, den Abschnitt «Nicht länger Hirten mit Schafen».

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
4.12.12 / Nr. 49
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Leben in Spannungsfeldern

Bischof Markus Büchel präsidiert ab 2013 die Schweizer Bischofskonferenz

Von Josef Bossart

Bischof Markus Büchel

St. Gallen. – Bereits nach der Erstkommunion wusste der Kleinbauern-Sohn, dass er einmal Pfarrer werden wollte. Seit sechs Jahren ist Markus Büchel (63) Bischof von St. Gallen. Ab Januar 2013 wird der bisherige Vizepräsident der Schweizer Bischofskonferenz für drei Jahre an deren Spitze stehen. Er sei von seinem Naturell her kein Mensch, der an den Dingen leide, die er nicht ändern könne, sagt der fröhliche Kirchenmann von sich. Keine schlechte Voraussetzung.

Schwarzes Hemd mit offenem Kragen, schwarze Hose, Hausschuhe, Schlüsselbund in der Hand: Der Mann, der einen da an der Tür zur bischöflichen Wohnung im Klosterhof in St. Gallen freundlich empfängt, ist offensichtlich hier daheim. Das repräsentative Ambiente dieser Residenz der einstigen Fürstäbte erscheint dem auswärtigen Besucher gewöhnungsbedürftig. Für den Hausherren gehört es längst zum Alltag: Vielfach sei es einfach praktisch, über grosszügige Räume zu verfügen, wo man dreissig oder vierzig Personen zum Gespräch zusammenbringen könne, sagt Markus Büchel. Das Gespräch, der Dialog auf allen Ebenen: eines seiner Herzensanliegen. Will er sich zurückziehen, verfügt er über der bischöflichen Wohnung über kleine private Räume, sein "Refugium", wie er sagt.

Er verkörpert die Kommunikation

Er sei ein "kommunikatives Naturtalent, betreibt nicht nur Kommunikation, sondern verkörpert sie auch", stellte die örtliche Tageszeitung im vergangenen September fest, nachdem Büchels Wahl zum neuen Präsidenten der SBK bekanntgeworden war. Die überschaubare Grösse des Bistums St. Gallen mag Kommunikation gewiss erleichtern. Das allein macht es allerdings nicht aus. "In Freude und Hoffnung" lautet das Motto des St. Galler Oberhirten, und darin klingt wohl auch etwas von seinem Naturell an: So leicht lässt sich dieser Mann nicht beirren oder von seinem Weg abbringen. Hoffnungsvoll stimmt ihn so manches in der heutigen Kirche. Kommt das Gespräch auf die Denkschrift des Einsiedler Abtes Martin Wer-

Editorial

Positive Öffentlichkeit. – 2.000 Personen haben sich am 1. Dezember in zwei St. Galler Kirchen zur "Nacht der Lichter" versammelt und auf die Weihnachtszeit eingestimmt. Am gleichen 1. Advent gab das Ordinariat Chur bekannt, dass der Churer Bischof gegen die katholische Landeskirche Chur klagt. Kontrastreicher könnte das Bild nicht sein, das die katholische Kirche Schweiz von sich gibt. In den zurückliegenden Jahren hat die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) nicht viel dazu beigetragen, um dieses Bild zu erhellen. Deren Präsident trat in der Öffentlichkeit schier nicht auf. Dabei gibt es einige Fragen zu beantworten.

Zum Glück für die Bischöfe ist das diffamierende Internetportal kreuz.net seit diesem Wochenende nicht mehr online. Der Berliner Bruno-Gmünder-Verlag, welcher gegen das Internetportal vorgeht, hat auch die SBK um Unterstützung in seinem Versuch gebeten, die Hintermänner von kreuz.net ausfindig zu machen. Die Bischöfe sind jetzt wenigstens diese Sorge los.

Mit der von über 450 Seelsorgenden unterzeichneten Pfarrei-Initiative sowie der Eidgenössischen Volksinitiative "Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache" stehen aber nach wie vor spannungsgeladene Themen an. Die Öffentlichkeit erwartet, dass die SBK nach ihrer Dezember-Versammlung Stellung nimmt. Bisher weiss man, dass bei der Volksinitiative die Bischöfe uneins sind. Ein Gespräch zwischen den Initianten der Pfarrei-Initiative und den Bischöfen führte zudem zu "keiner inhaltliche Annäherungen". Das sind aber keine Antworten, welche in der Öffentlich weiterführen.

Einen Wechsel gibt es jedoch bei der SBK zu verzeichnen. Ab Januar wird sie von Bischof Markus Büchel geführt. Er gilt anders als sein Vorgänger als offen den Medien gegenüber. Es ist zu hoffen, dass dadurch die Kirche Schweiz an positiver Öffentlichkeit gewinnt. Wer Büchel noch nicht kennt, kann sich im nebenstehenden Porträt ein Bild von ihm machen.

Georges Scherrer

Namen & Notizen

Thomas Boutellier. – Acht Prozent der Jugendlichen sind "totale Atheisten". 92 Prozent interessieren sich sehr wohl für religiöse Fragen in unterschiedlicher Ausprägung, sagte der Leiter der kantonalen Fachstelle Jugendseelsorge Solothurn an einer Tagung der Diözesanen Seelsorgerates Basel. Der Rat empfiehlt Bischof **Felix Gmür** zu prüfen, ob in den neuen Pastoralräumen jeweils ein fixes Pensum für Jugendarbeit geschaffen werden soll. (kipa)

Gregor Brazerol. – Der 50-jährige Benediktiner der Abtei "Unserer Lieben Frau bei der heiligen Idda" in Fischingen TG ist am 28. November zum neuen Prior-Administrator für drei Jahre gewählt worden. Der neue Prior war Präfekt, Internatsleiter und Lehrer am Gymnasium des Klosters Disentis und Studienpräfekt am Theologischen Studienjahr der Benediktinerabtei Dormitio in Jerusalem. (kipa)

Helmut Schüller. – Die päpstliche Kurie in Rom hat dem österreichischen Pfarrer seinen kirchlichen Ehrentitel "Monsignore" ("Kaplan seiner Heiligkeit") aberkannt. Schüller ist Obmann der österreichischen "Pfarrer-Initiative" für Kirchenreformen, die im April den Herbert-Haag-Preis 2012 für Freiheit in der Kirche erhalten hat. (kipa)

Kyrillos William Samaan. – Der koptisch-katholische Bischof von Assiut in Ägypten hat den von den islamistischen Parteien durchgesetzten Verfassungsentwurf kritisiert. "Diese Verfassung vertritt nicht alle Ägypter und nicht die Ideen des arabischen Frühlings", sagte der Administrator des koptisch-katholischen Patriarchats von Alexandrien. (kipa)

Desmond Tutu. – Der 81-jährige Friedensnobelpreisträger und frühere anglikanische Erzbischof von Kapstadt erhält den Bilbao-Preis der Unesco zur Förderung der Menschenrechte. Damit werde Tutus unermüdlicher Einsatz für Gewaltlosigkeit und soziale Gerechtigkeit gewürdigt, teilte die Weltkulturorganisation in Paris mit. (kipa)

Arvo Pärt. – Der estnische Komponist wurde mit dem Ehrendoktor der Theologischen Fakultät in Lugano ausgezeichnet. (kipa)

len ("Miteinander die Glut unter der Asche entdecken"), so erzählt er von vielen "unerhörten Funken", die sich auch heute in der Glaubensglut unter der Asche entzündeten.

Leben in Spannungsfeldern

Büchel weiss nur zu gut um die zahlreichen Spannungsfelder in der Kirche und lebt durchaus mit dem Bewusstsein, dass wir in spannungsgeladenen Umbruchzeiten leben. Und deshalb bereitet ihm Sorge, dass es zunehmend schwer fällt, das Bild einer Kirche zu vermitteln, deren Glieder trotz aller Unterschiede miteinander auf dem Weg sind, um den heutigen Menschen den Glauben zu verkünden. Die Spannung in der Kirche zwischen denjenigen, die sich eher rückwärts orientieren, und denen, die nach vorne drängen, müsse als Realität bewusst wahrgenommen werden, sagt er. Und diese Spannung sei an sich durchaus etwas Positives – unter der Bedingung, dass man sie auch wirklich offen angehen könne.

Glaubwürdiges Zeugnis ablegen

Vor dieser Spannung sei auch die Bischofskonferenz nicht gefeit, und diese Spannung müsse sie aushalten, räumt der künftige Präsident ein. Unbestritten sei jedenfalls, dass es manchmal auch in der Bischofskonferenz nicht einfach sei, "den Dialog wirklich in der Tiefe miteinander zu führen". Umso wichtiger sei es deshalb, sich ernsthaft darum zu bemühen, "ein glaubwürdiges Zeugnis" abzulegen. Mit anderen Worten: Mögen die Standpunkte, die Ansichten oder auch die biografischen Prägungen der einzelnen Mitglieder der Bischofskonferenz noch so verschieden sein, so sei doch klar, dass alle auf dasselbe Ziel hinarbeiteten: "Es geht um die Tiefe eines Glaubens, der den Menschen Halt, Sinn und Orientierung schenkt, und darum, das Evangelium als befreiende Botschaft aufleuchten zu lassen!" Es sei dies jedoch ein Prozess und ein Weg, der immer wieder neu unter die Füsse genommen werden müsse.

Die Aufgabe ist jedenfalls herausfordernd. Denn in der Schweizer Bischofskonferenz kommen nicht nur unterschiedliche Ansichten über heutiges Kirchesein, sondern auch verschiedene Sensibilitäten und Mentalitäten mit ihren Traditionen zusammen: jene der französischsprachigen Westschweiz, des italienischsprachigen Tessins sowie der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Da kämen unterschiedliche Kulturen auf kleinstem Raum zusammen, und das werde immer wieder von ausländischen Bischofskonferenzen als etwas Wunderbares bezeichnet, sagt er. Auch müsse man mit bedenken, dass jeder Kanton seine eigene kirchliche Struktur habe. Für ein "kommunikatives Naturtalent" wie Markus Büchel gewiss eine echte Herausforderung. (kipa / Bild: zVg)

Churer Bischof klagt gegen Landeskirche

Chur. – Der Bischof von Chur, Vitus Huonder, erhebt Beschwerde gegen das Parlaments der Landeskirche Chur (Corpus Catholicum). Dieses hat sich für die Unterstützung der Familienberatungsstelle Adebar in Chur ausgesprochen.

Der Rechtsvertreter des Bischofs hat nun beim kantonalen Verwaltungsgericht und bei der Rekurskommission der Landeskirche geklagt.

Mit 64 zu 5 Stimmen hat das Corpus Catholicum Ende Oktober den Antrag von Generalvikar Martin Grichting abgelehnt, die Familienberatungsstelle Adebar nicht mehr zu unterstützen. Damit erhält die staatliche Beratungsstelle von der Katholischen Landeskirche Graubünden weiterhin finanzielle Hilfe. Adebar fördere die Abtreibung, erklärte der Generalvikar.

Die Beschwerdeschriften bezeichnen den Beschluss des Parlaments als Verstoss gegen die Verfassung der Katholischen Landeskirche sowie gegen das verfassungsrechtlich geschützte Legalitätsprinzip und damit als Missachtung staatlichen Rechts. Eine solche Verletzung könne allenfalls auch vom Bundesgericht geahndet werden.

In der Begründung heisst es, die Landeskirche sei von Verfassungs wegen auf die Belange der römisch-katholischen Kirche ausgerichtet. Sie unterstütze mit Adebar jedoch eine Organisation, die in verschiedener Hinsicht gegen die Gesetze und Ordnungen ebendieser Kirche verstosse, indem Abebar entgegen der Lehre der katholischen Kirche Abtreibung als Option betrachte und dies etwa im Rahmen von Schwangerschaftsberatung, Prävention und Pränataldiagnostik auch propagiere.

Dies erwecke den Eindruck, von der Kirche verurteilte Praktiken seien von der Landeskirche anerkannt oder toleriert. In der Wahrnehmung durch Gläubige wie durch Dritte werde der römisch-katholischen Kirche damit Schaden zugefügt. (kipa)

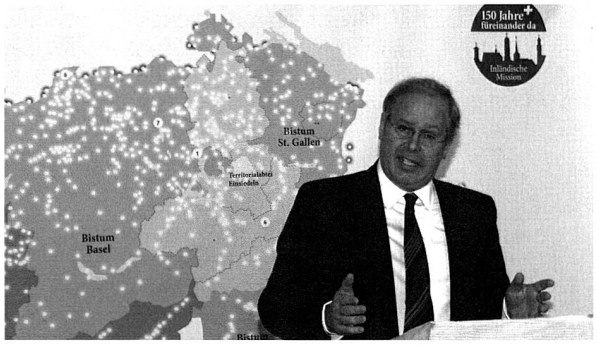
"Ärzte waren und sind Macher"

Thierry Carrel eröffnete 150-Jahr-Jubiläum der Inländischen Mission

Von Georges Scherrer

Zürich. – Vor 150 Jahren gründete ein Landarzt das Hilfswerk "Inländische Mission" (IM). Der bekannte Herzchirurg Thierry Carrel hat an einer Veranstaltung am 30. November in Zürich den Mut dieses Arztes gewürdigt. Damals half das Werk notleidenden Katholiken in der Diaspora. Heute setzt es sich mit materiellen Beiträgen für die Förderung des religiösen Lebens in der Schweiz ein.

Bei dem Anlass in Zürich wurde die Broschüre "Schweizer Katholizismus in Bewegung" der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie zeichnet die Geschichte des Werkes nach und wagt einen Blick in die Zukunft. Mit der Veröffentlichung der Festschrift wurde das IM-Jubiläumsjahr eröffnet.



Thierry Carrel vor der Karte mit Einsatzorten der IM

IM-Präsident Paul Niederberger begrüsste die Gäste. An der Vernissage wies der Berner Herzchirurg Thierry Carrel darauf hin, dass die IM nicht von kirchlichen Würdenträgern, sondern von einem Landarzt ins Leben gerufen worden ist: Johann Melchior Zürcher. Mut und Tatkraft leiteten jenen Arzt, als er sich damals entschied, den Katholiken in der Diaspora zu helfen. Drei Gemeinsamkeiten nannte der Festredner, welche die 150 Jahre alte Jubilarin und Zürcher verbinden: Ausdauer, Kompromisslosigkeit und Bereitschaft zur Begegnung mit den Menschen. Ein Christ könne sich zwar über das "nicht zu rechtfertigende Leiden auf Erden" beklagen und Gott dafür verantwortlich machen. Carrel warnte aber davor zu resignieren. Zürcher haben gehandelt, denn "Ärzte waren und sind Macher". Er rief dazu auf, den Glauben zu leben – trotz allen Schwierigkeiten, die damit verbunden seien. Im Operationssaal spielten Herkunft und Glaube keine Rolle, meinte Carrel weiter. In der Medizin erhalte der Glaube aber zunehmend eine bedeutende Rolle. Die "positiven Auseinandersetzungen" zwischen Medizinern und Seelsorgern sorgten dafür, dass sich "spiritual care" auch ausserhalb der Palliativ-Medizin in den Spitälern etabliere. Immer mehr Ärzte seien sich heute bewusst, dass die Patienten oft Halt im Glauben suchten. Halt, Wert und Sinn vermittelnder Glaube wirke sich positiv auf die Lebenseinstellung aus. Und an die Jubilarin gewandt, schloss Carrel: "Die gegenseitige Hilfe macht unsere Gesellschaft stark. Die Inländische Mission macht das seit 150 Jahren."

Freiwilligenarbeit wird wichtiger

Die Festschrift "Schweizer Katholizismus in Bewegung", verfasst von Urban Fink-Wagner, gibt Einblicke in die Vergangenheit des ältesten kirchlichen Hilfswerks der Schweiz. Auch heute stehe das Werk vor bedeutenden Herausforderungen. Die Mitarbeit und das Mittragen des kirchlichen Lebens durch Freiwillige und Ehrenamtliche werde in der Kirche immer wichtiger. IM-Geschäftsführer Adrian Kempf erklärte, dass zur Finanzierung des Werks die Erträge aus Bettags- und Epiphanieopfer nicht mehr genügten: "Man kennt uns nicht. Wir müssen uns bekannter machen." Mitte Dezember erscheint erstmals die Vierteljahreszeitschrift "IM-Info" in 40.000 Exemplaren. Sie geht gratis an die Pfarreien und auch an die Spender als Dank nach dem Motto: Es lohnt sich, für die IM zu spenden. (kipa / Bild: Georges Scherrer)

Termine zum Jubiläum

2013 markieren verschiedene Anlässe das 150-jährige Bestehen der Inländischen Mission. Am Drei-Königs-Tag (Epiphanie) werden in 160 Gemeinden die Kirchenglocken zur Ehre der IM läuten. Neun Dankesanlässe finden in den Bistümern statt. Zentrales Ereignis ist der Festgottesdienst am 2. Juni gemeinsam mit der Schweizer Bischofskonferenz. Diese wurde ebenfalls vor 150 Jahren gegründet. (kipa)

Kurz & knapp

Nacht der Lichter. – Der katholische St. Galler Dom und die reformierte Stadtkirche St. Laurenzen verwandelten sich am 1. Dezember in ein Lichtermeer. Über 2.000 Jugendliche und junge Erwachsene kamen zur "Nacht der Lichter". Der St. Galler Bischof Markus Büchel sprach in der reformierten Kirche die Begrüssungsworte und die Gebete, Dölf Weder, Kirchenratspräsident der reformierten Kirche, in der Kathedrale. (kipa)

Rückzug. – Das diffamierende Internetportal kreuz.net ist offenbar seit dem 1. Dezember vom Netz. Der Koordinator der Initiative Stoppt kreuz.net, David Berger, warnt jedoch, es sei durchaus möglich, dass sich die "Hassseite" für einige Wochen zurückziehe, um neu aufzutauschen, wenn der sich "in den letzten Tagen intensivierende Sturm" vorüber sei. Kreuz.net ist nach eigenen Angaben die "Initiative einer internationalen privaten Gruppe von Katholiken". (kipa)

Verurteilt. – Ein Kairoer Gericht hat am 28. November mehrere koptische Exil-Christen wegen Beleidigung des Islam zu Tode verurteilt. Unterschiedlichen Medienangaben zufolge handelt es sich um sechs bis acht Personen, die sich ausser Landes aufhalten. Den Verurteilten wird zur Last gelegt, an der Produktion des islamfeindlichen Films "Unschuld der Muslime" mitgewirkt zu haben. (kipa)

Zurückgezogen. – Nach Antisemitismus-Vorwürfen hat das Erzbistum Köln eine Arbeitshilfe zum Eucharistischen Kongress im kommenden Jahr zurückgezogen. Experten hatten kritisiert, dass der Text den Kreuzestod Jesu als Sühneopfer für den Ungehorsam des ganzen jüdischen Volkes deute. (kipa)

Übereinstimmung. – Der Wunsch nach dem Feuer in der Kirche, die Sorge um die Glaubwürdigkeit der Kirche und die Achtsamkeit für die Herausforderungen der Gegenwart wurden als gemeinsame Anliegen in den Thesen der Pfarrei-Initiative Schweiz und in der Broschüre "Miteinander die Glut unter der Asche entdecken" von Abt Martin Werlen erkannt. Das ergab ein Treffen zwischen dem Einsiedler Abt und den Initianten der Initiative. (kipa)

Pfarrei-Initiative irritiert Bischöfe

Zürich. – Zu einem Gespräch zwischen der Sprechergruppe der Pfarrei-Initiative Schweiz und den Bischöfen Markus Büchel, Felix Gmür und Vitus Huonder kam es am 26. November in Zürich.

Die unterschiedlichen Positionen wurden vertieft und "mit viel Verständnis für die Schwierigkeiten des Gegenübers ausgetauscht", eine inhaltliche Annäherung kam jedoch nicht zustande, schreibt die Sprechergruppe. Die Bischöfe zeigten sie sich "irritiert, weil nach ihrer Ansicht die Initiative überflüssig ist". Sie wüssten sehr wohl, wo die Seelsorgenden der Schuh drücke.

Die Bischöfe nähmen daran Anstoss, dass die Pfarrei-Initiative in der Öffentlichkeit den Eindruck erwecke, sie wolle Ausnahmen zur Regel machen und rechtfertige dies theologisch mit schwachen und wenig schlüssigen Argumenten. Die Gruppe der Pfarrei-Initiative meinte jedoch, dass es in Theologie und Praxis vielfältige Strömungen und gegenläufige Einstellungen gebe. Im Übrigen sei die Situation der Kirche tatsächlich so kritisch geworden, dass man gar nicht mehr umhin könne, die Ausnahme zur Regel zu machen. Die Pfarrei-Initiative will die Solidarität unter Seelsorgenden weiter stärken und sich dafür einsetzen, dass die Kirche wieder für das Kirchenvolk fassbar ist. Sie will zudem ihre Anliegen im deutschsprachigen Raum vernetzen. (kipa)

Zentrum vergleichende Pastoraltheologie

Freiburg i. Ü. – Ein Zentrum für vergleichende Pastoraltheologie wurde am 29. November an der Universität Freiburg eröffnet. Dieses setzt sich für einen dreisprachigen innerschweizerischen Dialog ein und sieht sich im Dienst der verschiedenen Bistümer.

Die Universität Freiburg bietet mit ihrer Zweisprachigkeit gemäss Initiant François-Xavier Amherdt, Professor für Pastoraltheologie, Religionspädagogik und Homiletik, das ideale Umfeld für das neue Zentrum. Dieses soll dazu beitragen, dass die theologischen, kirchlichen und seelsorgerlichen Umfelder in der Schweiz besser bekannt werden.

Auf nationaler Ebene sei die katholische Kirche heute nicht sehr stark präsent, wenn man einmal von der Schweizer Bischofskonferenz absehe, so Amherdt. Die Autonomie der Bistümer und kantonalen Vikariate sei fest verankert. Das Zentrum wolle darum auch das Bewusstsein des Gemeinsamen nicht nur unter Westschweizern, sondern in Gemeinschaft mit den Deutschschweizern und dem Tessin fördern. Es gelte die Kräfte zu bündeln, statt sie zu verzetteln. (kipa / Bild: La Liberté)

F.-X. Amherdt

Daten & Termine

12. Dezember. – "Das Feuer weitertragen" lautet das Motto, unter dem am 12. Dezember in vielen Ortsvereinen des Schweizerischen Katholischen Frauenbunds (SKF) Feiern stattfinden. Anlass ist das dieses Jahr zu Ende gehende 100-Jahr-Jubiläum des Frauenbundes. Den Schwung des Jubiläumsjahres will man im Frauenbund nützen, um sich den nächsten Herausforderungen zu stellen. Dazu gehört, eine eigene Definition von "katholisch sein" zu erarbeiten und die "Politik des Einmischens in Politik und Gesellschaft" weiter zu verfolgen. *Info: http://100.frauenbund.ch* (kipa)

16. Dezember. – Am 3. Adventssonntag kommt das Friedenslicht aus Bethlehem bereits zum 20. Mal in die Schweiz. Dieses Jubiläum wird auch mit einem Benefizkonzert der Zürcher Sängerknaben am 21. Dezember gefeiert, teilte der organisierende Verein Friedenslicht Schweiz mit. Die Veranstalter rechnen mit 4.000 Teilnehmenden. *Info: www.friedenslicht.ch.* (kipa)

18. Januar. – Die Medienkommission der Schweizer Bischofskonferenz hat ihren Medienpreis 2013 ausgeschrieben. Der Preis ist mit 4.000 Franken dotiert, und Vorschläge können bis 18. Januar eingereicht werden.
www.kommission-medien.bischoefe.ch. (kipa)

12. – 18. April. – Die Interdiözesane Lourdeswallfahrt steht unter dem Motto "Lourdes - eine Tür für den Glauben". Begleitet wird sie vom Churer Bischof Vitus Huonder. (kipa)

Zeitstriche

Dialog suchen. – *"Etwassismus ist die am meisten verbreitete Religion unserer Zeit. Dieses 'Etwas' ist eine Herausforderung für die Christen, ein Anknüpfungspunkt für den Dialog", sagt der Prager Theologe Tomas Halik und fordert ein Umdenken beim Thema Atheismus. Karikatur: Monika Zimmermann für Kipa-Woche*

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Georges Scherrer
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

erwarten zu Recht, dass ihre Fragen lehramtlicherseits nicht nur gehört, sondern auch beantwortet werden – theologisch verantwortet und pastoral lebbar.»[16] Die Kirche hat sich mit andern Worten als Anwalt der Menschen zu erweisen. Das Thema Ehe- und Geschiedenenpastoral sowie der damit verbundene Sakramentenempfang wurde in SKZ 180 (2012), Nr. 16–17 aus juristischer, historischer und theologischer Sicht ausführlich behandelt. Die Autoren stützen sich namentlich auch auf Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils und der Synode 72.

– Ausdruck mangelnden Vertrauens in die Kirchenleitung und zugleich ein verstärktes, ja geradezu alarmierendes Zeichen von Resignation sind die zahlreichen und anhaltenden Kirchenaustritte, die sich in leeren Kirchenbänken ausdrücken. Dabei mag die Kirchensteuer zwar eine Rolle spielen; stärker ins Gewicht aber fällt die Tatsache, dass immer mehr Menschen mit dem Austritt ein Zeichen des Misstrauens der Kirchenleitung gegenüber zum Ausdruck bringen. Bereits vor 40 Jahren war Karl Rahner überzeugt, «dass die deutsche Kirche an Zahl (...) und an gesellschaftlicher Macht in den nächsten Jahrzehnten noch ganz erheblich zurückgehen wird».[17]

– Von wenig vertrauenerweckenden Ereignissen ist auch in ausländischen Medien zu lesen. Die englische Monatszeitschrift «The Tablet» vom 25. Februar 2012 z. B. enthält einen Beitrag von Robert Mickens «A Church in Disarray» (Eine Kirche gewissermassen im Notstand) zu den «Vatileaks», der Veröffentlichung von vertraulichen Dokumenten, die Auskunft über eine Reihe von Skandalen innerhalb der römischen Kurie geben. Diese überprüften und als echt erwiesenen Akten widerspiegeln ein Bild vom Zentrum der kirchlichen Bürokratie mit ehrgeizigen und machthungrigen Männern, deren Tätigkeit von Geheimniskrämerei, politischen Intrigen, Finanzkorruption und Missmanagement geprägt ist. Für den Verfasser ist klar: Diese Krise dauert so lange an, als die bestehenden Strukturen keine der modernen Welt angemessene Entwicklung ermöglichen, bis neuer Wein in neue Schläuche gegossen werden kann.

– Die kirchlichen Missbrauchsfälle wurden in den Medien schon breit diskutiert. Hier werden sie deshalb erwähnt, weil sie in einer aufschlussreichen Analyse mit der pastoralen, der Struktur- und der Glaubenskrise in Verbindung gebracht werden.[18] Im Zusammenhang mit dem Vertrauen seien nur noch die Stichworte «Ende der Klerikerkirche» bzw. «die feministische Korrektur» erwähnt.[19]

Kontrolle als Managementfunktion

Kontrolle ist ein schillernder Begriff, Kontrollen ganz allgemein wenig beliebt. Gleichzeitig wächst ihre Bedeutung nach Massgabe der Grösse einer Organisation. Zahlreiche Beispiele sind bekannt, wo sich fehlende oder mangelhafte Kontrollen verheerend auswirkten. Deshalb darf ihre Anwendung nicht dem Zufall überlassen werden. Worum geht es?

Wenden wir das Blatt zurück zu Ulrichs «Systemorientiertes Management». Darin erwähnt er, dass Management in der Literatur als Summe verschiedener Tätigkeiten wie planen, entscheiden, organisieren, Menschen führen, kontrollieren usw. definiert werde. Dabei vermisse er einen einsichtigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Aktivitäten. Er schlägt deshalb «Management als Gestalten, Lenken und Entwickeln gesellschaftlicher Institutionen» vor, was in englischer Sprache als «design, control and development of purposeful social systems»[20] formuliert werden könne. Das englische «control» bedeutet neben überwachen auch regeln und steuern. Im vorliegenden Zusammenhang geht es um das «Lenken», worunter Ulrich die Zielsetzung sowie die Kontrolle zielgerichteter Aktivitäten des Systems bzw. seiner Komponenten und Elemente versteht.[21] Diese Formulierung deckt sich im Wesentlichen mit derjenigen von Peter Kohl, Leiter eines pastoralen Arbeitsteams. Nach seiner Erfahrung sei es wichtig, «Ziele zu vereinbaren» und «Zielerreichungen zu kontrollieren».[22]

Deutlicher als mit dem folgenden Zitat lässt sich diese Forderung kaum ausdrücken: «Grundsätzlich muss es in der pastoralen Arbeit vor Ort verstärkt darum gehen, sich angesichts der spezifischen Situation einer Gemeinde wie auch ihres gesellschaftlichen Umfeldes Ziele zu setzen, die mit genau umrissenen Schritten realisiert werden sollen – was wiederum auch kontrolliert werden muss, damit es nicht bei reinen Absichtserklärungen bleibt.»[23] Worin die verschiedenen Autoren aus dem privatwirtschaftlichen und kirchlichen Bereich übereinstimmen, ist der enge Zusammenhang zwischen Planung und Kontrolle. Deshalb enthält die Schrift «Kontrolle als Führungsaufgabe» eines ehemaligen St. Galler Professors und seiner Mitarbeiterin am dortigen Institut für Betriebwirtschaft ein Kapitel über «Planung und Kontrolle als komplementäre Führungsfunktionen».[24]

Kontrolle setzt mit andern Worten Planung voraus, und Planungen laufen ohne Kontrolle ins Leere. Darin liegt eine Begründung für das weitverbreitete Unbehagen, wonach zahlreiche Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils noch immer der Umsetzung harren. Gemäss Art. 4 der Pastoralkonstitution «Gaudium et spes» obliegt der Kirche zur Erfüllung ihres Auftrages allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Lichte des Evangeliums zu deuten. Diese Formulierung enthält nicht lediglich eine Empfehlung, sondern einen klaren Auftrag an die Kirchenleitung.

Die unter dem Abschnitt über fehlendes Vertrauen erwähnten Kirchenaustritte lassen sich ebenso unter dem Aspekt der Kontrolle betrachten. Auch die

[16] Christoph Böttigheimer: Kirchlicher Reformbedarf, in: Stimmen der Zeit 230 (2012), Heft 3, 194 f. Demgegenüber wird gemäss Gubler Marie-Luise «in den Pastoralbriefen ein erkennbar autoritärer Ton angestimmt, der von ‹befehlen›, ‹verbieten›, ‹anordnen› und von Abgrenzung bestimmt ist»: Das «Dialogprinzip» in den neutestamentlichen Gemeinden, in: Josef Pfammatter / Eduard Christen (Hrsg.): Dialogische Kirche – Kirche im Dialog. Freiburg / Schweiz 1966, 35.

[17] Karl Rahner: Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance. Freiburg im Breisgau 1972, 32; vgl. dazu auch: Marc Donzé: Kirchenmitgliedschaft und Kirchenaustritt, in: Schweizerisches Pastoralsoziologisches Institut (Hrsg.): Jenseits der Kirchen – Analyse und Auseinandersetzung mit einem neuen Phänomen in unserer Gesellschaft. Zürich 1998, 99 ff.

[18] Vgl. Franz-Xaver Kaufmann: Dimensionen der Kirchenkrise, in: SKZ 179 (2011), Nr. 37, 587–592.

[19] Hubertus Halbfas: Traditionsabbruch – Zum Paradigmenwechsel im Christentum (= Nr. 16 Luzerner Universitätsreden vom 22. Januar 2004), 22 bzw. 26.

[20] Systemorientiertes Management (wie Anm. 2), 66.

[21] Ebd., (wie Anm. 2), 68.

[22] Kohl, Zur Teamarbeit befähigen (wie Anm. 6), 194.

[23] Stefan Orth: Profis für die Kirche, in: Herder Korrespondenz 58 (2004), Heft 4, 164.

[24] Hans Siegwart / Inge Menzl: Kontrolle als Führungsaufgabe – Führung durch Kontrolle von Verhalten und Prozessen. Bern 1978, 85 ff.

VERTRAUEN

evangelischen Kirchen und Gemeinden verzeichnen seit Jahren unerfreuliche Entwicklungen, die von einem kontinuierlichen Rückgang ihrer Mitglieder zeugen. Die Prognosen würden ebenfalls keine wesentliche Änderung verheissen. «Strategische Kontrolle als komplementäres Gegenstück zur Planung wird diese Entwicklungen im Auge behalten.»[25]

Kontrollarten

Ombudsmann

Der Begriff hat seinen Ursprung in einer alten schwedischen Verfassungsinstitution. Als ein weitgehend selbständiges Hilfsorgan des Parlaments unterzieht es «zur Verstärkung der parlamentarischen Kontrolle die Organe der rechtsprechenden und der vollziehenden Gewalt einer Aufsicht»; die Institution habe seit Beginn der 1950er-Jahre eine weltweite Rezeption erfahren.[26] Auch in der Schweiz ist sie in Ansätzen vorhanden. Vor mir liegt ein amtliches Dokument mit dem Titel «Bürgernahe Verwaltung – Gedanken aus der Sicht fünfzehnjähriger Tätigkeit als Ombudsmann des Kantons Zürich» vom Juli 1993. Darin stellt Adolf Wirth als Amtsinhaber fest, das optimale Verhältnis zwischen Bürger und Staat hänge nicht nur von den Behörden und den Staatsangestellten ab. «In vielen Fällen ist es gut, dass es kritische Bürgerinnen und Bürger gibt, die gelegentlich auch etwas hartnäckig sind. Die positive Fortentwicklung unseres Staates war in der Vergangenheit und ist auch heute vor allem deshalb möglich, weil sich Betroffene mit den bisherigen Lösungen nicht abfinden können, nicht abfinden wollen» (Maschinenschrift, S. 6). Dieses Wort mag auch für die Kirche gelten. Als Beispiel sei die Personalombudsstelle der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich erwähnt. Ihre Homepage enthält eine Aufgabenumschreibung und verweist auf die Broschüre «Konfliktbewältigung in den Kirchgemeinden und den Pfarreien». Um ihre Unabhängigkeit nach aussen zu betonen, hat sie ihre Geschäftsstelle in einer Anwaltskanzlei. Ein Ombudsmann in der römischen Kurie? Diese Frage beantwortet Walter Gut wie folgt: «Eine vertrauensbildende Massnahme könnte hier darin bestehen, dass in der römischen Kurie ein sachkundiger Landsmann unsere ‹Geschäfte› als Berater vorbehandelt und dass dieser Berater den Bistümern unseres Landes, den Geistlichen wie den Laien, als ‹Anlaufstelle› und Ombudsmann zur Verfügung steht.»[27]

Visitation

Für die Leserinnen und Leser dieses Beitrages bedarf es keiner Erklärung des Begriffs. Aufschlussreich mag immerhin der Klammerhinweis im Duden sein, dass es sich dabei um einen (Kontroll-)Besuch des vorgesetzten Geistlichen handle. Für einen vertieften Einblick in die Thematik kann auf die Schrift von André Zünd verwiesen werden. Bereits einleitend weist er darauf hin, diese Einrichtung gehe auf das Urchristentum zurück. Das Ziel seiner Darlegungen besteht darin, «die Erfahrungen von Kirchenleitung und Unternehmensführung gegenseitig besser zugänglich zu machen».[28] Lediglich mit einem Satz soll auf die Visitationspraxis der Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee hingewiesen werden. Die «Dokumente des Generalkapitels 1981» enthalten folgende Bestimmung: «Damit auch der Einzelne und die Gemeinschaft ihre missionarische Tätigkeit einer Überprüfung und Neuorientierung unterziehen können, wird jährlich eine Visitation durchgeführt» (S. 96). Damit werden die beiden Führungsfunktionen Kontrolle und Planung angesprochen.

Reform der Rechtskultur

«Veränderung bejahen, Vertrauen investieren» lautet der Titel eines Abschnittes in «Dialog statt Dialogverweigerung – Wie in der Kirche miteinander umgehen?».[29] Voraussetzung für die Bereitschaft zur Veränderung und zum Vertrauen seien geeignete Strukturen des Dialogs und der Konfliktbewältigung. Um mögliche Konflikte zu verhindern bzw. zu schlichten, bedürfe es entsprechender Einrichtungen. Dass das Kirchenrecht solche Schiedsstellen und eine kirchliche Verwaltungsgerichtsbarkeit nicht vorsieht, erachten die Mitglieder des Zentralkomitees als Lücke.[30]

Die Argumentation von André Zünd zielt in dieselbe Richtung. «Eine fundamentale staatsphilosophische Idee, die jeder modernen Verfassung zugrunde liegt, hat in der katholischen Kirche leider noch kaum Eingang gefunden», nämlich die von Montesquieu vertretene Lehre der Gewaltentrennung, um Missbräuche zu verhindern.[31] In diesem Zusammenhang verweist er auf das vom Zweiten Vatikanischen Konzil entwickelte kollegiale Kirchenmodell mit entsprechender Gewichtsverschiebung vom Zentrum an die Peripherie. Dadurch würde das immer noch vorherrschende, mittelalterlich geprägte Kirchenbild mit der damit verbundenen Geheimhaltungsmanie zurückgedrängt zugunsten der heute allgemein geforderten Transparenz. «Wer die Kirche liebt, ruft nach Reformen (…). Er hat es aber satt, sich mit dem platonischen Bekenntnis: Ecclesia semper reformanda zu begnügen. Er möchte Taten sehen, um einmal sagen zu können: Ecclesia tandem reformata.»[32]

Nach einem Betriebswirtschafter sei wiederum einem Kirchenmann das Wort gegeben. Er vermisst in der Kirche die Konfliktkultur und fragt nach Verhaltens- und Denkmustern, die für diesen Mangel mitverantwortlich sind. Seine ultima ratio: «Einrichtungen zur Schlichtung und zum Rechtsschutz, d. h. ein transparentes, rechtlich geordnetes Streitverfahren, etwa im Sinne einer kirchlichen Verwaltungsgerichtsbarkeit.»[33]

[25] Diethard Buchstädt: Von Profis und Profilen: Ökonomisch handeln im Gemeindepfarrdienst, in: Daniel Dietzfelbinger / Jochen Teuffel (Hrsg.): Heils-Ökonomie? – Zum Zusammenwirken von Kirche und Wirtschaft. Gütersloh 2002, 120.
[26] Rainer Pietzner: Artikel Ombudsmann, in: Evangelisches Staatslexikon (Stuttgart ²1975), 1674.
[27] Walter Gut: Politische Kultur in der Kirche. Freiburg Schweiz 1990, 117; vgl. auch: Walter Haller: Der Ombudsmann im Gefüge der Staatsfunktionen, in: Staatsorganisation und Staatsfunktionen im Wandel – Festschrift für Kurt Eichenberger zum 60. Geburtstag. Basel-Frankfurt am Main 1982, 705 ff.
[28] André Zünd: Visitation und Controlling in der Kirche – Führungshilfen des kirchlichen Managements. Berlin-Münster 2006, 5.
[29] Herausgegeben vom Generalsekretariat des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Bonn 1994, 22 ff.
[30] Ebd., 22.
[31] André Zünd: Zur Reform der römischen Kurie – Anregungen aus betriebswirtschaftlicher Sicht, in: Stimmen der Zeit 218 (2000), Heft 5, 308.
[32] Ebd., 314.
[33] Xaver Pfister: Konfliktkultur in der Pastoral, in: SKZ 171 (2003), 33–34, 585.
[34] Thomas J. Reese Thomas: Den Vatikan reformieren – Was die Kirche von anderen Institutionen lernen kann, in: Stimmen der Zeit 226 (2008), Heft 9, 633 f.

Hart ins Gericht mit der Glaubenskongregation geht ein Jesuit. Vorwürfe an Theologen, im Dissens mit der Lehre der Kirche zu stehen, sei einer der grössten Skandale der Kirche. Er fordert deshalb die «Schaffung einer unabhängigen Gerichtsbarkeit (...). Dass eine Regierung gleichzeitig anklagt, die Untersuchung führt und das Urteil spricht, ist eine grundlegende Verletzung des Rechtsstaatsprinzips.»[34]

Ihm stimmt auch Erwin Teufel aufgrund 50-jähriger Mitarbeit im öffentlichen Dienst – von 1991 bis 2005 als Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg – und in der Kirche zu. Der Rechtsstaat ist für ihn die grösste Errungenschaft unserer Kultur und Geschichte. Dieser Rechtsstaat geht aus von der Personenwürde jedes einzelnen Menschen. Jeder Mensch hat unveräusserliche Rechte, weil er Mensch ist: das Recht auf Freiheit, auf Leben, auf freie Meinungsäusserung und weitere. Zum Rechtsstaat gehört ferner die Teilung und Begrenzung und Kontrolle der Macht. Dem dienen die Gewaltenteilung und unabhängige Gerichte. «Alle diese Menschenrechte gelten und binden nicht nur den Staat, sondern alle gesellschaftlichen Gruppen, die Kirchen und alle Menschen.»[35]

In diesen Zusammenhang gehört die Publikation von Walter Gut zur Rechtskultur in der katholischen Kirche.[36] Nach den gewichtigen Strukturfragen in einem Teil der katholischen Kirche der deutschsprachigen Schweiz in den Kapiteln I. und II. zieht er in «Kapitel III. Annäherung an eine Rechtskultur in der katholischen Kirche» die Folgerungen aus dem Fall Bischof Wolfgang Haas. Diese Tragödie bzw. kirchliche Katastrophe (Wortwahl von Walter Gut) hätte sich vermeiden lassen, «wären die Grundsätze einer verbesserten Rechtskultur von den massgebenden kirchlichen Amtsträgern und Beamten der Kurie erkannt und befolgt worden».[37] Schliesslich ist auf das Plädoyer für eine synodale Kirche von Leo Karrer hinzuweisen.[38] Auszugehen ist dabei von einer zentralistisch übersteuerten und patriarchal strukturierten Kirche, die aus der Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil die kirchliche Organisation bis heute prägen. An ihre Stelle hätte eine synodale Kirche mit Dialog-Strukturen zu treten. Nur auf dieser Basis sei letztlich ein fruchtbarer Umgang mit Konflikten zu erwarten, wird Kirche als «communio» erfahrbar, wächst wieder mehr Vertrauen anstelle von Misstrauen.

Pius Bischofberger

[35] Erwin Teufel: Menschenrechte und Subsidiarität in Staat, Gesellschaft und Kirche, in: Otto Hermann Pesch (Hrsg.): Gottes Kirche für die Menschen – Erwartungen – Forderungen – Träume. Kevelaer 2011, 30.
[36] Walter Gut: Fragen zur Rechtskultur in der katholischen Kirche. 2000.
[37] Ebd., 131.
[38] Leo Karrer: Dialog oder Polarisierung in der Kirche seit dem II. Vatikanum, in: Dialogische Kirche – Kirche im Dialog (wie Anm. 16), 45 ff.; ferner: Leo Karrer: Weil es um den Menschen geht – Die Wunden der Kirche und ihre Heilung, Kapitel IX. Plädoyer für dialogische Strukturen einer synodalen Kirche. Freiburg/Schweiz 2009, 128 ff.

WIE JÜDISCH IST DAS NEUE TESTAMENT?

Zur Auslegung der 2. Sonntagslesung im Lesejahr C 2012/2013

LESEJAHR C

Jesus war Jude und ist es immer geblieben.»[1] «Jesus teilt mit der Mehrheit der damaligen palästinischen Juden pharisäische Glaubenslehren: Die leibliche Auferstehung; die Frömmigkeitsformen wie Wohltätigkeit, Gebet, Fasten (vgl. Mt 6,1–18) und die liturgische Gewohnheit, sich an Gott als Vater zu wenden; den Vorrang des Gebots der Gottes- und der Nächstenliebe (vgl. Mk 12,28–34). Dasselbe trifft auch für Paulus zu (vgl. Apg 23,8), der seine Zugehörigkeit zu den Pharisäern immer als Ehrentitel betrachtet hat (vgl. Apg 23,6; 26,5; Phil 3,5).»[2] Mit diesen prägnanten Formulierungen zur «richtigen Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und in der Katechese» hat die Vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum vor bald 30 Jahren wegweisende, aber auch überfällige Akzente für Theologie und Verkündigung gesetzt. Würde man heute, eine Generation danach, die sonntäglichen Kirchgänger bei einer Art «Exit Poll» um ihre Meinung zu diesen Zitaten fragen – das Ergebnis wäre, so befürchte ich, erschreckend. Haben wir – Seelsorgende, Predigerinnen und Prediger, Religionslehrerinnen und Religionsleher, Exegetinnen und Exegeten, Mitarbeitende in der Bibelpastoral, Laien wie Priester – versagt? Haben wir angesichts anderer, allzu drängender innerkirchlicher Fragen den *kairos* verpasst, der in diesen Fragen u. a. wegen der Initiativen Papst Johannes Paul II. beim Schopf zu greifen war? Warum können – und müssen! – wir heute 30 Jahre alte Texte (siehe oben) oder gar 50-jährige (*Nostra Aetate*) zitieren, als seien sie neu?

Was macht eine Schrift zur jüdischen Schrift?

Mit den Auslegungen der 2. Sonntagslesung des neuen Lesejahres C möchten wir, ein von der Bibelpastoralen Arbeitsstelle zusammengestelltes Autor(inn)enteam, einen (weiteren) Neuansatz in diesen Fragen lancieren. Ähnlich wie bei der Auslegung der 1. Lesung (Advent 2006 bis Christkönig 2009) und der Sonntagsevangelien (Advent 2009 bis Christkönig 2012)[3] möchten wir nun die 2. Sonntagslesung möglichst pointiert als jüdische Schriften zu lesen versuchen.

Was ist damit gemeint? Und: Was macht eine Schrift eigentlich zu einer jüdischen Schrift? Ist es die Tatsache, dass ihr Autor bzw. ihre Autorin Jude bzw. Jüdin ist? Dann wären nicht nur alle Evangelien (mit der möglichen Ausnahme von Lk/Apg), son-

Der Theologe Detlef Hecking ist Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

[1] Vatikanische Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum im Sekretariat für die Einheit der Christen: Hinweise für eine richtige Darstellung von Juden und Judentum in der Predigt und Katechese der katholischen Kirche, 24. Juni 1985, Nr. III.12.
[2] Ebd., Nr. III.17.

LESEJAHR C

dern auch alle Paulusbriefe und zahlreiche weitere Schriften des NT jüdische Schriften. Oder ist nicht die Religionszugehörigkeit des Autors massgeblich, sondern die Frage, ob sich eine Schrift im jüdischen Glaubenshorizont bewegt und wie sie sich auf jüdische (= meist biblische) Glaubenszeugnisse als Prä-Texte bezieht, indem zum Beispiel das Bekenntnis zum «Herrn» Jesus Christus in untrennbare Beziehung zum Gott Israels gesetzt wird? Dann wäre das gesamte Neue Testament als jüdische Literatur anzusehen. Würde man hingegen als Kriterium wählen, dass sich Autoren und Adressaten in unumstrittener Glaubensgemeinschaft mit dem Mehrheitsjudentum befinden, könnte man wohl grosse Teile des Neuen Testaments nicht (mehr) als jüdische Schriften bezeichnen. Denn die Trennung zwischen Jesus-messianischer Gemeinde und Mehrheitsjudentum hat zum Abfassungszeitpunkt der jeweiligen Schriften an den meisten Entstehungsorten wohl bereits stattgefunden, auch wenn die Distanzierung noch nicht ihre volle Wirkung entfaltet und noch lange nicht von zwei getrennten Religionsgemeinschaften gesprochen werden kann.

Die Schriften des Neuen Testamentes (und die mit ihnen verbundenen Gemeinden) sind im Lichte dieser Fragestellung demnach auf jeweils ganz unterschiedliche, je spezifische Weise jüdische Schriften (und Gemeinden): Während beispielsweise einiges dafür spricht, dass in der judenchristlichen Gemeinde des Matthäusevangeliums um 80 n. Chr. noch ganz selbstverständlich die Beschneidung praktiziert wird (vgl. Mt 5,17–20!), haben sich die (vom Juden Paulus geprägten!) Gemeinden in Korinth, Ephesus und Galatien bereits um 55 n. Chr. teilweise von der Praktizierung frühjüdischer «identity markers» (Einhaltung von Beschneidung und Speisegesetzen, Sabbatobservanz) distanziert. Das heisst aber keineswegs, dass sie damit den Glauben an den Gott Israels und seinen Messias Jesus oder gar die Tora als Ganzes aufgegeben hätten. Die meisten frühchristlichen Gemeinden, selbst die in der Regel als mehrheitlich «heidenchristlich» bezeichneten paulinischen Gemeinden, dürften noch weit «jüdischer» gelebt haben als wir heute. Es ist ein Sonderweg, den die jesus-messianischen Gemeinden im 1. Jahrhundert n. Chr. gehen – aber es ist ein jüdischer Sonderweg.

In den Auslegungen der 2. Sonntagslesung werden wir diesen Fragen auf je unterschiedliche, für die jeweiligen Schriften angepasste Weise nachgehen. Zu Beginn jeder Auslegung wird ein erster Zugang zum Lesungstext gesucht, der sich aus aktuellen Lebens- und Glaubensfragen, aber z. B. auch aus möglichen Zusammenhängen zur 1. Lesung und zum Evangelium ergeben kann. Ein zweiter Schritt beleuchtet die jeweilige Lesung unter dem Titel «Im jüdischen Kontext». Dabei können – je nach Autor bzw. Autorin in der Auslegung und im Lesungstext – die Verwurzelung im biblischen und frühjüdischen Kontext des 1. Jahrhunderts nach Christus, die damalige Gemeindesituation oder auch andere Aspekte im Vordergrund stehen. Im dritten Schritt («Heute mit Paulus im Gespräch») wird der Bogen in unsere Zeit geschlagen und nach Ansätzen für Aktualisierung und Predigt gesucht.

Die Lesungen und ihre Auslegerinnen und Ausleger

Im Lesejahr C ermöglicht die 2. Lesung ein (etwas) vertieftes Kennenlernen verschiedener neutestamentlicher Schriften, die jeweils mehrere Wochen lang in mehr oder weniger fortlaufenden Lesereihen in der Liturgie zu Wort kommen.

Ausschnitte aus dem Philipperbrief werden insgesamt fünf Mal gelesen und von Peter Zürn, Fachmitarbeiter an der Bibelpastoralen Arbeitsstelle, erläutert (vgl. bereits SKZ 180 [2012], Nr. 47, S. 755, und Nr. 48, S. 770, zum 2. und 3. Adventssonntag, dann wieder in der Fastenzeit). In Philippi begegnen wir einer Jesus-messianischen Gemeinde, die ihre Wurzeln im Judentum hat (vgl. Apg 16), die sich aber in einer römischen Militärkolonie zurechtfinden muss, deren Werte und Normen von pensionierten römischen Elitesoldaten geprägt werden. Welche Stärkung erfährt die Jesus-messianische Gemeinde in Philippi gerade aus ihren jüdischen Wurzeln? Macht sie der selbstverständliche jüdische Monotheismus beispielsweise weniger anfällig für die religiöse Überhöhung des Kaiserkults? Aus dem Phil wird u. a. am 2. Fastensonntag gelesen, an dem auch der von der Schweizerischen Bischofskonferenz 2011 eingeführte «Tag des Judentums» gefeiert wird.

Gleich elf Mal und damit öfter als aus jedem anderen Brief wird im Lesejahr C aus dem 1. und 2. Korintherbrief gelesen. Die Schwerpunkte liegen am 2. bis 5. Sonntag im Jahreskreis und in der Fasten- und Osterzeit. Die von Priska, Aquila und Paulus gegründete Gemeinde Korinth traf sich nach Auskunft der Apostelgeschichte im Haus des «Gottesfürchtigen» Titius Justus, das an die Synagoge angrenzte. Synagoge und Jesus-messianische Gruppe lebten damit Seite an Seite. Ein prominentes Gemeindemitglied war Krispus, der (frühere) Synagogenvorsteher (Apg 18,7 f.). Man stelle sich die Aufregung in der Synagoge und der Jesus-messianischen Gemeinde beim «Seitenwechsel» des Synagogenvorstehers vor! Daneben wird die Gemeinde weitere jüdische Mitglieder sowie auch frühere Angehörige polytheistischer Religionssysteme umfasst haben. Für seine Briefe an die Gemeinde greift Paulus im berühmten Bild vom einen Leib mit vielen Gliedern (1 Kor 12, 2./3. Sonntag im Jahreskreis) einerseits auf einen Vergleich zurück, den auch der römische Historiker Livius verwendet und damit den ehemals heidnischen Mitgliedern der Gemeinde bekannt gewesen sein könnte. Anderer-

[3] Vgl. die entsprechenden Auslegungen in der SKZ sowie die jeweils einleitenden Artikel zu Beginn des neuen Lesejahres. Die Auslegungen der 1. Lesungen erscheinen inzwischen als Buchreihe: Schweizerisches Katholisches Bibelwerk (Hrsg.): Die siebzig Gesichter der Schrift. Auslegung der alttestamentlichen Lesungen – Lesejahr B. Freiburg/Schweiz 2011; Lesejahr C. Freiburg/Schweiz 2012.

seits deutet er dieses Bild durch eine Geist-Theologie (Pneumatologie), die ihre Wurzeln im Ersten Testament hat, und er fordert die Gemeinde ausführlich zur Identifikation mit der Heilsgeschichte Israels im Exodus auf (1 Kor 10; 3. Sonntag der Fastenzeit). Die Texte aus 1/2 Kor werden von PD Dr. Robert Vorholt ausgelegt, Lehrstuhlvertreter für Neues Testament an der Universität Luzern, der neu zur Gruppe der Lesungs-Kommentatoren dazugestossen ist.

Texte aus der Offenbarung des Johannes kommen in einer sechswöchigen Lesereihe vom 2. bis zum 7. Sonntag der Osterzeit zu Wort. Bei dieser Schrift erübrigt sich die Frage nach ihrem jüdischen Charakter eigentlich: In unzähligen Zitaten und Anspielungen bezieht sich die Offenbarung fast in jedem Satz auf das Erste Testament und aktualisiert biblische Gerichts- und Neuschöpfungstheologien, indem sie einerseits die Augen für eine scharfe Gesellschaftsanalyse öffnet und andererseits das irdisch-himmlische, endzeitliche Wirken des Messias Jesus «enthüllt». Die Texte aus Offb werden von Dr. Hanspeter Ernst, dem Leiter des Zürcher Lehrhauses Judentum – Christentum – Islam, ausgelegt.

Sieben Texte aus dem Galaterbrief stehen vom 9. bis 14. Sonntag im Jahreskreis im Vordergrund. Wenige Texte aus dem NT gehen so scharf und teilweise auch polemisch mit Menschen ins Gericht, die selbstverständliche mehrheitsjüdische Positionen wie z. B. die Beschneidung und die Einhaltung von Speisegesetzen vertreten. Der Grund für die scharfen Töne liegt in der konflikthaften Geschichte der Gemeinde, in der nach der Abreise des Paulus andere Missionare für eine klare Einhaltung der Tora warben. Paulus sah darin eine Gefährdung seines Lebenswerkes und skizzierte deshalb im Gal erstmals die sog. «Rechtfertigung aus Glauben», die er den klassisch-jüdischen «Werken des Gesetzes» gegenüberstellte. Trotzdem wäre es weit gefehlt, im Gal nun den grundlegenden Bruch und Gegensatz zwischen «Christentum» und «Judentum» oder gar die erste «nicht(mehr)jüdische» Schrift des Neuen Testaments zu sehen. Es geht vielmehr um Richtungsstreitigkeiten innerhalb der Jesus-Messias-Bewegung. Paulus sieht im Erfolg seiner «Heidenmission» die Erfüllung ersttestamentlicher Verheissungen: Menschen aus den nichtjüdischen «Völkern», Heiden, wenden sich in grossen Zahlen dem Gott Israels zu. Das ist für Paulus ein entscheidendes Merkmal der Endzeit, die mit der Auferweckung Jesu angebrochen ist. Die Texte des Galaterbriefes werden von mir interpretiert.

Der anonyme Autor des Kolosserbriefes, der sich hinter der pseudepigraphen Verfasserangabe «Paulus» verbirgt, signalisiert bereits eine gewisse Distanz zum Mehrheitsjudentum, wenn er betont, dass nur wenige seiner Mitarbeitenden aus dem Judentum stammen (vgl. 4,11). Auch sein Adressatenkreis bildet vermutlich eine überwiegend heidenchristliche Gemeinde. Trotzdem greift der Verfasser grundlegende Inhalte jüdischen Glaubens auf und macht sie für seine Adressatinnen und Adressaten fruchtbar – oft ohne die heiligen Schriften Israels dabei direkt zu zitieren. Im Christuslob (1,15–20; 15. Sonntag im Jahreskreis) erweitert er beispielsweise zentrale Elemente der biblischen Schöpfungs- und Gottebenbildlichkeits-Theologie zu einer kosmischen Christologie, die auch für Heidenchristinnen und -christen zur Richtschnur ihres Glaubens werden soll. Die sechs Texte des Kolosserbriefes, die v. a. vom 15. bis 18. Sonntag im Jahreskreis, aber auch am Fest der Heiligen Familie gelesen werden (vgl. den Beitrag in dieser Ausgabe der SKZ), werden von der Judaistin Dr. Simone Rosenkranz kommentiert.

Der Hebräerbrief ist eine ganz besondere Variante einer jüdischen Schrift. Christus wird darin u. a. als Hohepriester verstanden, obwohl der historische Jesus zweifellos nicht priesterlicher Herkunft war. Darüber hinaus verwurzelt der Hebräerbrief die Jesus-Messias-Bewegung auch mit einer Wort-Gottes-Theologie im Glauben Israels. Dabei ist bisher umstritten, ob sich der Hebräerbrief an judenchristliche, heidenchristliche oder gemischte Adressatenkreise richtet. So oder so verweist er die Jesus-Messias-Bewegung in kaum zu überbietender Deutlichkeit auf ihre jüdischen Wurzeln: Keine andere neutestamentliche Schrift enthält so viele direkte und ausführliche Zitate aus der jüdischen Bibel. Die acht Abschnitte des Briefes, die vom 19. bis 22. Sonntag im Jahreskreis, aber auch z. B. an Weihnachten und Ostern gelesen werden, werden von Dr. Winfried Bader, Alttestamentler und Pastoralassistent in Sursee, ausgelegt.

Neun Mal wird aus den Pastoralbriefen gelesen: vom 24. bis 30. Sonntag im Jahreskreis aus dem 1. und 2. Timotheusbrief und zwei Mal an Weihnachten aus dem Titusbrief (siehe die Auslegungen in dieser Ausgabe der SKZ). Hier könnte es z. B. zur spannenden Frage werden, ob selbst in diesen späten, pseudepigraphen Briefen noch die jüdischen Wurzeln der Jesus-messianischen Bewegung sichtbar bleiben, wenn z. B. in 1 Tim 1,17 und 2,5 f. alte liturgische Texte zitiert werden. Die Pastoralbriefe werden von Dr. Katharina Schmocker, Neutestamentlerin und Mitarbeiterin am Zürcher Lehrhaus Judentum – Christentum – Islam, interpretiert.

Mit drei Lesungen aus dem 2. Thessalonicherbrief kehrt die 2. Sonntagslesung vom 31. bis 33. Sonntag im Jahreskreis wieder zu einer erheblich früheren Schrift zurück. Hier beschäftigt sich ein unbekannter Autor im Namen des Paulus mit der Frage, welche Bedeutung die erwartete Wiederkunft Christi für die Gemeinde und das Zusammenleben hat. Das richtet den Blick auf die frühjüdische Apokalyptik, die den Glauben und das Alltagsleben der Jesus-messianischen Bewegung nachhaltig prägte.

LESEJAHR C

Ausleger des 2. Thessalonicherbriefes ist Dr. Peter G. Kirchschläger, Lehrstuhlvertreter für Neues Testament an der Theologischen Hochschule Chur und ebenfalls neues Mitglied der Gruppe der Kommentatorinnen und Kommentatoren.

Klein an der Zahl, aber bedeutungsschwer sind schliesslich die vier Lesungen aus dem Römerbrief, die auf verschiedene Feste und Sonntage des Lesejahres C verteilt sind. In Rom kam es vermutlich bereits Ende der 40er-Jahre des 1. Jahrhunderts n. Chr. zur Trennung zwischen den mehrheitsjüdischen Synagogengemeinden und der Jesus-Messias-Gruppe: Auseinandersetzungen um die Messianität Jesu hatten zuvor offenbar solches Ausmass angenommen, dass sie auch ausserhalb des Judentums wahrgenommen und als Störung der öffentlichen Ordnung aufgefasst wurden. Kaiser Claudius verbannte schliesslich führende Persönlichkeiten aus Rom, darunter auch das judenchristliche Ehepaar Priska und Aquila (vgl. Apg 18,1–3), die später mit Paulus Gemeinden in Korinth und Ephesus gründeten. Bei der Abfassung des Römerbriefes ca. 56 n. Chr. leben Priska und Aquila wieder in Rom und sind dort Gastgeber einer Hausgemeinde (vgl. Röm 16,3–5). Trotz der zunehmenden heidenchristlichen Tendenzen in der römischen Gemeinde spricht Paulus seine Adressaten als Menschen an, die sich in der Tora auskennen (Röm 7,1), und verweist sie mit dem berühmten Ölbaum-Gleichnis nachdrücklich auf ihre tragenden jüdischen Wurzeln hin (Röm 9–11). Die Lesungen aus dem Römerbrief werden von Dr. Franz Annen, emeritierter Professor für Neues Testament der Hochschule Chur, kommentiert.

Experiment mit offenem Ausgang

Der Versuch, gerade die 2. Sonntagslesung als jüdische Schriften zu lesen, ist auch für uns Auslegende eine Herausforderung. Was ändert sich in unserer Bibellektüre, in Predigt und Katechese, wenn wir gerade die paulinischen und neutestamentlichen Briefe, die zu Recht als Grundlagentexte frühchristlicher Identität gelten, gezielt auf ihren jüdischen Hintergrund hin befragen? Wie verändert sich unser Bild des Frühjudentums und der Jesus-messianischen Bewegung im 1. Jahrhundert n. Chr.? Welche Ansatzpunkte ergeben sich daraus für eine angemessenere, geschwisterliche, «richtige Darstellung des Judentums in der Predigt und in der Katechese»? Gibt es hier und da vielleicht sogar Anknüpfungspunkte für ein jüdisch-christliches Gespräch, das den «doppelten Ausgang» des Ersten Testaments im Judentum mit Mischna und Gemara sowie im Christentum mit dem Neuen Testament gleichermassen würdigt? Bestärkende wie auch kritische Rückmeldungen zu diesem Projekt sind deshalb ausdrücklich erwünscht.

Detlef Hecking

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Voranzeige: wichtige Termine 2013

- Studierendentagung in Luzern: 4./5. Januar
- Treffen Bischof–Priester ab Weihejahr 1985: 27./28. Januar
- Chrisam-Messe in Solothurn: 25. März
- Erwachsenenfirmung Solothurn: 12. April
- Feier der Institutio: 26. Mai
- Priesterweihe in Solothurn: 9. Juni
- Feier der goldenen Hochzeiten in Solothurn: 7. September
- Diakonenweihe (Priesteramtskandidaten) in Solothurn: 22. September
- St. Ursentag in Solothurn: 30. September
- Erwachsenenfirmung in Solothurn: 25. Oktober
- Treffen Bischof–Diakone: 4. November

Vorankündigung Hirtenwort

Bischof Felix erarbeitet zurzeit – auch in Zusammenarbeit mit seinen Räten – ein Bischofswort, das er Ende Januar 2013 veröffentlichen wird. Ich bitte Sie/Euch, in der Planung den Sonntag, 27. Januar 2013, vorzumerken. Herzlichen Dank.

Solothurn, 30. November 2012

Bischöfliches Ordinariat
Dr. *Markus Thürig*, Generalvikar

Feier der Erwachsenenfirmung im Jahr 2013

An folgenden Daten wird in Solothurn die Firmung an Erwachsene gespendet:
Freitag, 12. April 2013, 18 Uhr, Jesuitenkirche. Firmspender ist Weihbischof Martin Gächter;
Freitag, 25. Oktober 2013, 18 Uhr, Jesuitenkirche. Firmspender ist Diözesanbischof Dr. Felix Gmür.

Interessierte Personen können sich beim Wohnortspfarramt für die Vorbereitung melden. Voraussetzungen zum Empfang der hl. Firmung sind:

- Bestätigung über die empfangene Taufe (Taufzeugnis einreichen);
- Bestätigung des Pfarramtes über den absolvierten Firmunterricht.

Die schriftlichen Anmeldungen mit den Unterlagen sind vom Pfarramt an die Bischöfliche Kanzlei weiterzuleiten.

Bischöfliche Kanzlei *Ruth Späni*, Sekretärin

BISTUM CHUR

Ernennung

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte:
Pfarrer Dr. theol. *Roland Graf*, Unteriberg, zum nichtresidierenden Domherrn des Domkapitels unserer Lieben Frau zu Chur.

7000 Chur, 29. November 2012

Bischöfliche Kanzlei

Voranzeigen

Feier zur Aufnahme unter die Taufbewerber 2013

Bischof Vitus Huonder feiert im Rahmen einer festlich gestalteten Vesper die Aufnahme unter die Taufbewerber:
Termin 2013: Sonntag, 17. Februar 2013, um 17 Uhr; *Ort*: Kathedrale in Chur; *Anmeldefrist*: bis spätestens 14 Tage vor der Feier an: Bischöfliches Ordinariat, Aufnahme unter die Taufbewerber, Hof 19, 7000 Chur oder per E-Mail unter kanzlei@bistum-chur.ch

Die Pfarreien und Gemeinschaften sind eingeladen, die Katechumenen und ihre Begleiter auf die Feier hinzuweisen und die Taufbewerber anzumelden.

Erwachsenenfirmungen 2013

Termine 2013: Samstag, 9. März 2013, und Samstag, 28. September 2013; *Ort*: Kathedrale in Chur, jeweils um 10.30 Uhr; *Anmeldefrist*: bis spätestens 14 Tage vor der Feier an: Bischöfliches Ordinariat, «Erwachsenenfirmung», Hof 19, 7000 Chur.

Pfarrämter, die von diesem Angebot Gebrauch machen wollen, werden gebeten, Kandidatinnen und Kandidaten schriftlich anzumelden, unter Beilage des vorbereiteten Firm- und Taufscheines (Auszug aus dem Taufbuch).

Erforderlich ist auch eine Bestätigung des Ortspfarrers über die Firmvorbereitung und den Besuch des Firmunterrichtes. Bei der Anmeldung ist auch die Firmpatin/der Firmpate anzugeben.

Chur, 23. November 2012

Bischöfliche Kanzlei

BISTUM ST. GALLEN

Brief des Bischofs 2013

Wie bereits einmal angekündigt wird der Bischofsbrief 2013 in den Sonntagsgottesdiensten vom 12./13. Januar (Taufe des Herrn) verlesen. Bischof Markus Büchel wird seinen Brief zum Thema Taufe verfassen.

Portal kath.ch Gratisinserat

Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

Kantonsspital St.Gallen

Katholische Spitalseelsorge

Arbeitsort St.Gallen

Zum Unternehmen Kantonsspital St.Gallen gehören das Kantonsspital St.Gallen und die Spitäler in Rorschach und Flawil. Als sechstgrösstes Spital der Schweiz erbringt das Kantonsspital St.Gallen neben medizinischen Grundversorgungsleistungen für die Bevölkerung der drei Standorte auch spezialisierte Zentrumsleistungen für die Einwohnerinnen und Einwohner des ganzen Kantons St.Gallen sowie der angrenzenden Regionen. Über 5000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verschiedenster Berufsgruppen stellen diese hochstehende Versorgung sicher.

Für unser katholisches Seelsorgeteam suchen wir infolge Pensionierung der Stelleninhaberin per 1. August 2013 oder nach Vereinbarung eine/n

Spitalseelsorger/in (60-80%)

Ihre Aufgaben
- Begleitung von Patientinnen und Patienten sowie deren Angehörigen
- Gottesdienste, Besinnungen und Rituale
- Pikettdienst rund um die Uhr
- Interdisziplinäre Zusammenarbeit
- Begleitung von Spitalangestellten
- Mitarbeit in der Aus-, Fort- und Weiterbildung der Gesundheitsberufe
- Mitarbeit in spitalinternen und kantonalen Kommissionen und Arbeitsgruppen

Unsere Erwartungen
- Abgeschlossenes Theologiestudium
- Berufseinführung im Bistum St.Gallen oder gleichwertiger Abschluss
- Einige Jahre Berufspraxis in der Pfarreiseelsorge
- Klinische Seelsorgeausbildung (CPT oder äquivalent)
- Wille und Fähigkeit im Seelsorgeteam partnerschaftlich zu arbeiten
- Bereitschaft für ökumenische und interreligiöse Zusammenarbeit

Ihre Zukunft
- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen
- Selbstständiges Arbeiten
- Gute Infrastruktur

Für weitere Informationen stehen Ihnen Herr Josef Schönauer und Frau Lea Siegmann, Katholisches Pfarramt am Kantonsspital St.Gallen, Tel. +41 (0)71 494 11 11, gerne zur Verfügung.

Ihre vollständige Bewerbung mit Foto senden Sie bitte unter Angabe der Ref. 1752E bis 15. Januar 2013 an

Bischöfliches Ordinariat, Personalamt, Peter Lampart Klosterhof 6b, Postfach 263, CH-9001 St.Gallen

www.kssg.ch > Stellen

Kantonsspital St.Gallen - ein Unternehmen, drei Spitäler. **St.Gallen Rorschach Flawil**

Römisch-katholische Kirche des Kantons Basel-Stadt

Basel ist eine attraktive Stadt mit rund 40 Alters- und Pflegeheimen. Um den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner nach Spiritualität und Seelsorge besser gerecht zu werden, sieht ein neues Konzept den Einbezug von gut ausgebildeten Freiwilligen mit ein. Ab 1. Januar 2013 suchen wir einen erfahrenen Priester, Diakon, Laientheologen/eine Laientheologin als

Betagtenseelsorger/ Betagtenseelsorgerin (80%)

für die Alters- und Pflegeheimsorge Basel.

Ihre Aufgaben:
Sie koordinieren die Seelsorge in den Alters- und Pflegeheimen in ökumenischem Dialog und unterstützen die Leitungen der Pastoralräume und Pfarreien. Sie bilden Freiwillige Mitarbeitende aus, sind in begrenztem Rahmen direkt in der Altersheimseelsorge tätig und selber Bezugsperson in zwei bis drei Heimen.

Wir erwarten von Ihnen:
- abgeschlossenes Theologiestudium und Berufseinführung des Bistums Basel
- Erfahrung in der Pfarreipastoral
- Zusatzausbildung im Bereich Gerontologie oder Bereitschaft, eine solche Qualifikation berufsbegleitend zu erwerben

Wir bieten Ihnen:
- kollegiale Zusammenarbeit mit den Leitungen der Pastoralräume und Pfarreien
- Arbeitsplatz in einem Pfarramt mit lebendigem Seelsorgeteam
- Entlöhnung gemäss Vorgaben der Römisch-katholischen Kirche Basel-Stadt
- Möglichkeit zur Supervision

Gerne erwarten wir Ihre Bewerbung. Diese ist zu richten an die Abteilung Personal, Baselstrasse 58, 4501 Solothurn. Auskünfte erteilt gerne Pfarrer Ruedi Beck, Lindenberg 8, 4058 Basel, Telefon 061 685 94 53, E-Mail beck.ruedi@rkk-bs.ch.

Katholische Kirchgemeinde Siebnen

Die katholische Kirchgemeinde Siebnen sucht infolge Pensionierung des jetzigen Stelleninhabers auf Beginn des Schuljahres 2013/2014

eine Religionspädagogin/ einen Religionspädagogen RPI/KIL oder eine Katechetin/ einen Katecheten

(ca. 80% oder zwei Teilpensen à ca. 40%)

Ihr Aufgabengebiet umfasst:
- Religionsunterricht der Oberstufenschüler (Sekundar-, Real- und Werkschüler) im Schulhaus «Sek 1 March» in Siebnen während der Unterrichtzeit (ca. 24 Lektionen)
- Mitgestaltung bei der wöchentlichen Schulmesse

Sie bringen mit:
- abgeschlossene Ausbildung am RPI/KIL oder vergleichbare Ausbildung
- Freude, Verständnis und Talent im Umgang mit Jugendlichen
- Offenheit und Kontaktfreudigkeit
- Teamfähigkeit

Wir bieten Ihnen:
- Anstellung und Besoldung nach den Richtlinien der römisch-katholischen Kantonalkirche Schwyz
- ein gut eingespieltes Pfarreiteam
- Raum für eigene Ideen zur Unterrichtsgestaltung
- ein angenehmes Arbeitsumfeld

Fühlen Sie sich von dieser interessanten und anspruchsvollen Tätigkeit angesprochen, dann freuen wir uns auf Ihre Bewerbung.

Weitere Auskunft erteilt Ihnen gerne Herr Pfarrer Rainer Kretz, Telefon 055 440 13 56.

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen senden Sie bitte an die Personalverantwortliche der katholischen Kirchgemeinde Siebnen, Frau Yvonne Stabile-Ziltener, Bitzihofstrasse 32, 8854 Siebnen.

Katholische Kirche im Kanton Zürich

Der Synodalrat ist die nebenamtlich tätige Exekutivbehörde der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich. Zur operativen Erfüllung seiner Aufgaben verfügt er über eine Verwaltung. Infolge zunehmender Kantonalisierung von Tätigkeitsbereichen suchen wir per 1. April 2013 oder nach Vereinbarung den/die

Bereichsleiter/ Bereichsleiterin Migrantenseelsorge (100%)

Der Bereich Migrantenseelsorge umfasst acht seelsorgerlich kantonal ausgerichtete und finanzierte Sprachgemeinschaften («Missionen») und fünf im Kanton Zürich domizilierte so genannte Minoritätenmissionen, die national bzw. regional tätig sind und finanziert werden. Sie tragen die administrative Verantwortung für sämtliche im Bereich Migrantenseelsorge anfallenden Geschäfte, die Sie bis zur Entscheidungsreife vorbereiten und in der Umsetzungs- bzw. Ausführungsphase eng begleiten. Sie beraten und unterstützen das ressortverantwortliche Synodalratsmitglied, arbeiten eng mit dem Generalvikariat zusammen und übernehmen Steuerungs- und Koordinationsaufgaben.

Sie sind eine offene, teamfähige und sprachkompetente Persönlichkeit. Flair und Interesse an der katholischen Kirche, an seelsorgerlichen Fragen und an Menschen aus anderen Kultur- und Sprachregionen zeichnen Sie aus. Administrative, konzeptionelle und zielorientierte Arbeit macht Ihnen Freude. Sie bringen ein abgeschlossenes Studium in katholischer Theologie, Weiterbildung in Projektmanagement, betriebswirtschaftliche Kenntnisse und Verwaltungserfahrung im öffentlichen oder im NPO-Bereich mit.

Wir bieten Ihnen ein spannendes, herausforderndes und dynamisches Arbeitsumfeld an zentraler Lage in der Stadt Zürich und gute Anstellungsbedingungen.

Weitere Auskünfte erhalten Sie bei lic. theol. Markus Köferli, Bereichsleiter Spezialseelsorge (Telefon 044 266 12 42).

Ihre vollständige Bewerbung mit Handschriftenprobe richten Sie bis 17. Dezember 2012 an:
Katholische Kirche im Kanton Zürich, Persönlich z.H. Dr. Andreas Hubli, Bereichsleiter Personal, Hirschengraben 66, 8001 Zürich.

AZA 6002 LUZERN

SKZ 49 6. 12. 2012

Autorin und Autoren dieser Nummer
Dr. *Winfried Bader*
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@pfarrei-sursee.ch
Dr. *Iso Baumer*
r. Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Dr. *Pius Bischofberger*
Sternegg 22, 6005 Luzern
ipbi@bluewin.ch
Lic. theol. *Detlef Hecking*
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
detlef.hecking@bibelwerk.ch
Dr. *Katharina Schmocker Steiner*
Stadtweg 7, 4310 Rheinfelden
kamasch@gmx.ch

SKZ-Redaktion
Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA
direkt vom Hersteller
NEU!
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055/412 23 81, Fax 055/412 88 14
LIENERT KERZEN